



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Deutsche Geschichte

Class, Heinrich

Leipzig [u.a.], 1921

Vom westfälischen Frieden bis zur französischen Revolution.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-83815](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-83815)

Vom westfälischen Frieden bis zur französischen Revolution.

Der große Kurfürst.

(1640—1688.)

Unter den Männern, die berufen waren, nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges die Geschichte der Deutschen mitzubestimmen, ragt der Kurfürst und Markgraf von Brandenburg hervor, Friedrich Wilhelm, den die Geschichte mit Zug den Großen Kurfürsten nennt.

Ein außerordentlicher Mann!

Als er im Jahre 1640 seinem schwachen Vater Georg Wilhelm auf dem Throne folgte, fand er das Land in unbeschreiblicher Zerrüttung.

Die Kriegsfurie hatte hier so schlimm gehaust, wie irgendwo. Das Heer aufgelöst; der Staat überschuldet; die Stände unbotmäßig; die Staatsverwaltung, soweit davon gesprochen werden konnte, unter dem Einfluß des Ministers Graf Adam von Schwarzenberg, der ganz österreichisch gesinnt war und die Geschäfte Habsburgs in Berlin besorgte. Georg Wilhelm hatte sich dem Prager Verträge von 1635 angeschlossen; daß sein Land deswegen von den durchziehenden schwedischen Heeren nicht geschont wurde, ist leicht begreiflich.

Es war eine verzweifelte Lage, in der der junge Fürst die Herrschaft antrat. Aber er war eine echte Herrschernatur, auch der schwersten Aufgabe gewachsen, ein rechter Held und einer der unvergeßlichen Großen unserer Geschichte. Mit scharfem Verstande begabt, leidenschaftlich, willensstark, klarblickend und im rechten Augenblicke sich beschränkend; gewandt in den Geschäften der inneren Verwaltung, ein kühner und doch besonnener Feldherr, ein trefflicher Diplomat, ein Staatsmann von großem Zuschnitt.

Aus den Niederlanden, wo er als Verwandter des edlen Hauses Oranien mehrere Jahre seiner Jugend verlebt hatte, brachte er neben den bestimmenden Eindrücken, die ein großes Gemeinwesen gewähren kann, brauchbare Kenntnisse auf allen Gebieten der Staatsgeschäfte und des Kriegswesens mit. Er fühlte bewußt deutsch, und das Elend der Zustände im Reiche brannte ihm als Schmach auf der Seele.

So war der Mann beschaffen, den ein gütiges Geschick zum Herrn Brandenburgs berufen hatte.

Entschlossen befreite der jugendliche Fürst sich von der Vormundschaft des Grafen Schwarzenberg; es gelang ihm, mit Schweden Waffenstillstand zu schließen und die Einhaltung durchzusetzen. Während ringsum noch der Krieg tobte, begann in seinen Landen schon die Arbeit des Friedens, überall gefördert durch den tatkräftigen Herrscher. Das zuchtlose Soldheer ward entlassen und ein stehendes Heer geschaffen, das, wenn auch klein, so doch jederzeit schlagfertig und ein zuverlässiges Werkzeug des Fürsten war. Der Einfluß der Stände wurde gebrochen und die unumschränkte Herrschaft des Kurfürsten eingeführt (sog. „absolutes Regiment“). Eine geregelte Verwaltung und Rechtsprechung sorgte für die innere Entwicklung; das Steuerwesen wurde geordnet und lieferte dem Staate die Mittel zur Machtentfaltung; eine eigene zuverlässige Post verband die weit auseinander gelegenen Landesteile zum Ganzen.

Was hier mit wenigen Worten erzählt ist, war angesichts der völligen Zerrüttung des Staates eine gewaltige Arbeitsleistung und hob das kleine Land zum neuzeitlichen Gemeinwesen.

Hand in Hand mit dieser inneren Neugestaltung ging die äußere Machtentfaltung Brandenburgs, das schon im Jahre 1656 im Bunde mit Schweden gegen Polen den Sieg bei Warschau errocht. Im Jahre darauf schlug Friedrich Wilhelm sich auf die Seite der Gegner Schwedens: sein staatsmännisches Ziel dabei war, nachdem die Unabhängigkeit des Herzogtums Preußen von Schweden anerkannt war, nun dasselbe von Polen zu erreichen und damit diesen wichtigen deutschen Vorposten nach Osten, den das Reich preisgegeben hatte, vom polnischen Einfluß, von polnischer Umflammerung zu befreien. Ein großes Ziel — und bewundernswert die Staatskunst, die, den rechten Augenblick erkennend, ihm nachstrebte.

Als Friedrich Wilhelm im Jahre 1658 in Schleswig-Holstein einrückte, um das Herzogtum von den Schweden zu befreien, mahnte er die Bewohner in einem berühmt gewordenen Aufruf: „Bedenke, daß du ein Teutscher bist“ — ein edles Wort, das dartut, daß er seines Volkstums bewußt war und sich stolz zu ihm bekannte.

Die Frucht dieses Krieges tat Friedrich Wilhelm im Frieden von Oliva ein (1660): das Herzogtum Preußen, das die Hohenzollern bisher von der Krone Polen zu Lehen gehabt hatten, wurde unabhängiger selbständiger Staat, frei von der polnischen Oberherrschaft; er hatte sein Ziel erreicht und damit nicht nur für die weitere Entwicklung seines Staates, sondern für das ganze deutsche Volk Zukunftsvolles gewonnen.

Als Ludwig XIV. von Frankreich seine schnöden Raubkriege begann, von denen wir später im Zusammenhang zu reden haben, erfüllte Branden-

burg seine Pflicht gegen das Reich und kämpfte im Elsaß und am Rhein (1672—1675). Die mit Frankreich verbündeten Schweden fielen nun in Brandenburg ein; Friedrich Wilhelm eilte zurück und besiegte sie entscheidend in der Schlacht bei Fehrbellin (28. Juni 1675).

Glänzend der Erfolg, ungeheuer der Eindruck dieses Sieges: das deutsche Volk hatte wieder einen Helden!

Die Schweden wurden aus Pommern vertrieben, Stettin, Rügen und Stralsund wurden erobert; ein kühner Zug über das zugefrorene Haff strafte den Feind für einen Vorstoß von Livland aus.

Trefflich hatte das junge stehende Heer sich bewährt, und besonders der ebenso zuverlässige wie tapfere Offiziersstand, den der Kurfürst sich erzogen hatte, war mit Ruhm bedeckt; sein erster Mann, zugleich sein volkstümlichster, war der Feldmarschall Derfflinger, eines evangelischen Bauern Sohn aus Ober-Österreich, der es während des dreißigjährigen Krieges bis zum schwedischen Reitergeneral gebracht hatte und dann in Friedrich Wilhelms Dienste getreten war.

Aber diesmal sollte der große Kurfürst die Früchte seiner Siege nicht ernten; seine Bundesgenossen, die Niederlande und der Kaiser, schlossen ohne Rücksicht auf ihn Einzelfrieden mit den Schweden und Franzosen, so daß er sich allein den beiden stärksten Militärmächten der Zeit gegenüber sah und sich zum Nachgeben bequemen mußte: der im Jahre 1679 in St. Germain, in der Nähe von Paris, geschlossene Friede zwang ihn, seine pommerischen Eroberungen bis auf einen kleinen Teil wieder herauszugeben. Zornig soll der enttäuschte Fürst damals das römische Dichterwort angeführt haben: „Exoriare aliquis meis ex ossibus ultor!“ — in deutsch: „Aus meinen Gebeinen soll mein Rächer erstehen“!

Die Politik des großen Mannes griff über die Grenzen Europas hinaus: er gründete im Jahre 1683 in Westafrika an der Küste von Guinea die erste deutsche überseeische Kolonie mit der Feste Friedrichsburg, nachdem er seinem Lande mit Hilfe des holländischen Seemannes Benjamin Raule eine Flotte geschaffen hatte, die zum erstenmal die brandenburgische Flagge, den roten Adler im weißen Felde, auf dem Meere zeigte. Kurz vorher hatte er in Emden eine mit Vorrechten ausgestattete afrikanische Handelsgesellschaft gegründet und dort auch den Stützpunkt für die junge Seemacht angelegt.

Die nächsten Jahre brachten seinem Lande erwünschten Zuzug: Ludwig XIV. von Frankreich, ganz in das Fahrwasser des strengsten, unduldsamsten Katholizismus geraten, hob am 23. Oktober 1685 das Edikt von Nantes auf, durch das den Reformierten die freie Ausübung ihres Bekenntnisses zugestanden war. Dies wurde jetzt anders: der König untersagte nicht nur den Reformierten die Übung ihres Glaubens, sondern

ordnete auch an, daß ihre Kinder zwangsweise katholisch erzogen werden sollten; gleichzeitig verbot er den so schwer Betroffenen aus Frankreich auszuwandern. Trotzdem gelang es einer großen Anzahl von Familien über die Grenze zu kommen, von wo sie sich nach England, den Niederlanden und nach Brandenburg wandten.

Ludwig XIV. forderte von Friedrich Wilhelm, dem „Markgrafen von Brandenburg“, wie er in Paris höhnisch genannt wurde, daß er die Flüchtlinge zurückweise — aber stolz antwortete der Kurfürst mit dem Edikt von Potsdam vom 29. Oktober 1685 und öffnete seine Lande gastlich den Heimatlosen.

Unendlich reicher Segen ist dadurch über seinen Staat gekommen: denn es war die Blüte des französischen Volkes an Ernst, Charakter, Willen und Tüchtigkeit, die bei ihm Aufnahme suchte, zudem sicherlich überwiegend germanischer Abstammung. Sie wurden dem immer noch armen Lande die Lehrmeister auf allen Gebieten des Gewerbefleißes, der Künste und der höheren Gesittung. Diese Aufnahme der Hugenotten entsprang nicht den Erwägungen der Klugheit, sondern einem sittlichen Bedürfnis des Kurfürsten, der selbst dem reformierten Glauben anhing. Als einer der ersten Fürsten seiner Zeit gestand er den Andersgläubigen die ungehinderte Ausübung ihrer Bekenntnisse zu und verlangte nur, daß sie sich miteinander verträgen. Diese echte Duldsamkeit hat erzieherisch auf das Volk gewirkt und es die Achtung vor fremder Überzeugung gelehrt — in jener Zeit etwas Neues, ja Unerhörtes.

Schon vor der Ankunft der Hugenotten hatte Friedrich Wilhelm mit allen Mitteln staatlicher Aufsicht und Förderung die Entwicklung der Gewerbe und des Handels erfolgreich gehoben und auch die Einwanderung brauchbarer Menschen in sein Land begünstigt — wiederum eine Quelle der überraschend schnellen Erstarkung seines Staates.

Wie es ihm gelang, auf dem Gebiete des Heerwesens einen tüchtigen Stamm von Offizieren heranzuziehen, so schuf er in der innern Verwaltung ein zuverlässiges, besoldetes Berufs-Beamtentum, das lediglich dem Willen des Fürsten zu folgen und für das Wohl des Staates zu sorgen hatte.

Nachdem die Stände in allen Landesteilen niedergezwungen waren, schaltete Friedrich Wilhelm als unumschränkter Herr und machte seinen Staat zum Musterland des „absoluten Regiments“. Nicht im Sinne der Willkür, nicht im Sinne der fürstlichen Laune, sondern im Sinne strengster Pflichterfüllung, so daß der Fürst sich als Vater seiner Landesangehörigen fühlte, die jetzt erst recht eigentlich „Untertanen“ wurden; bezeichnend für die Auffassung Friedrich Wilhelms von seinem Berufe war die Lehre, die er seinen Söhnen erteilte: „Ihr sollt das Regiment so führen, als wenn es nicht eure Sache wäre, sondern die des Volkes.“

Es ist kein Zweifel, daß diese Art der Regierung für jene Zeit und jene Zustände es allein vermochte, ein zerrüttetes Land zu heben und Ordnung zu stiften.

Habsburg und Hohenzollern im Gegensatz.

Als der Große Kurfürst zu sterben kam, konnte er auf ein gewaltiges Lebenswerk zurückblicken: der Hohenzollernstaat war eine Macht geworden, die sich, wenn auch zersplittert, von der Memel bis zum Rhein erstreckte und die einen neuen Mittelpunkt der politischen Entwicklung bilden konnte. Der Hauptsitz der Macht dieses zur Kraft gekommenen Staates lag in den Koloniallanden des Ostens: in den Marken, in Preußen, in Pommern, und er mußte seine nächsten Eroberungen und Abrundungen im Osten suchen.

So kam es, da ja auch das Schwergewicht der habsburgischen Hausmacht im Osten lag, daß das politische Leben des deutschen Volkes endgültig nach dem Osten verlegt wurde und sich dort entschied.

Zur deutschen Kolonialmacht des Südens, dem habsburgischen Österreich, war eine solche des Nordens gekommen; der brandenburgisch-preußische Staat der Hohenzollern. Die älteren Staaten des Westens, vor allem die geistlichen, verfielen der Kleinstaaterei und sanken zur Bedeutungslosigkeit herab. Bayern hatte sich unter Maximilian im dreißigjährigen Kriege erschöpft. Sachsen blieb ein Binnenstaat mit beschränktem Gesichtskreis, streng lutherisch, gut verwaltet, aber ohne weitere Ziele; als Friedrich August I., der Starke, die polnische Krone gewonnen hatte, um derentwillen er katholisch hätte werden müssen, erweiterte der Zuwachs wohl den Gesichtskreis und die Aufgaben des sächsischen Staates, aber es gelang nicht diesen Aufgaben gerecht zu werden. Dagegen verzehrte und verbrauchte der Hof, der das glänzend üppige französische Beispiel zu erreichen suchte, die wirtschaftlichen Kräfte des Landes. Wohl wurde auf diese Weise in der Hauptstadt Dresden ein prächtiger Mittelpunkt der Künste geschaffen und der Kultur des deutschen Volkes ein großer Dienst erwiesen — aber für seine politische Wiedergeburt schied Sachsen endgültig aus.

Dies war, leicht begreiflich, auch bei den Mittel- und Kleinstaaten in der Mitte und im Norden des Vaterlandes der Fall: sie wurden, wenn es gut ging, anständig verwaltet, ahmten im Leben der Höfe französische Sitten und Gebräuche nach und wurden nach dem französischen Muster des absoluten Regiments beherrscht. Die politische Zukunft des gesamtdeutschen Volkes hatte von ihnen wenig zu erwarten; sie mochten ins Gewicht fallen, wenn sie sich einem der Träger der politischen Zukunft angeschlossen. Dies galt für Hannover und Braunschweig, für die mecklen-

burgischen Lande, für Thüringen, Oldenburg und Schleswig-Holstein, wie für das durch wiederholte Teilungen geschwächte Hessen. In den Mittelstaaten des Südens und Westens, in Bayern und Württemberg wurde jede größere Entwicklung durch die furchtbaren Stürme der französischen Raubkriege erstickt.

Es war also nicht anders: neben Österreich war Brandenburg-Preußen allein Träger der politischen Zukunft geworden, neben das katholische Haus Habsburg waren die reformierten Hohenzollern getreten.

Damit kommt eine neue treibende und sammelnde Kraft in die deutsche Politik; aber gleichzeitig hebt der Gegensatz zwischen beiden Mächten an, der zwei volle Jahrhunderte dauern sollte. Die Austragung dieses Gegensatzes, der mit dem Worte „Dualismus“ bezeichnet wird, mußte noch schwere Kämpfe und Opfer kosten. Doch auch sie wollen wir preisen; denn sie retteten durch das Verdienst Brandenburg-Preußens und seiner ihrer Aufgabe bewußten Herrscher das deutsche Volk davor, dem alleinigen Einflusse Habsburgs zu verfallen.

Daß das alte Erzhaus das Heraussteigen des nordischen Nebenbuhlers mit Unlust sah und nach Möglichkeit zu hemmen suchte, ist wohl begreiflich. So ergaben sich von vornherein Gegensätze, die erst auf dem Schlachtfelde von Königgrätz ihren Austrag gefunden haben.

Österreich nach 1648.

Seit den Tagen der Babenberger hatte Österreich seine Beziehungen zum Reiche loser gestaltet; nach dem dreißigjährigen Kriege ging es ganz seinen eigenen Weg, indem, abgesehen von Schlesiens, die Bestimmungen des Westfälischen Friedens über die Glaubensduldung in den habsburgischen Landen nicht galten. Dort herrschte unbedingt und unbeschränkt die katholische Kirche. Das geistige Leben der Bevölkerung war dadurch von der sonstigen deutschen Entwicklung scharf getrennt. Dazu kam, daß die habsburgische Hausmacht neben den alten deutschen Erblanden auch Tschechen in Böhmen, Madjaren in Ungarn, slawische Stämme aller Art sonst in den östlichen Alpen- und südlichen Donauländern umfaßte.

Die Vielheit der Völker bedingte ein Nebeneinander von Kronländern, die nur durch die Person des Herrschers und durch die katholische Kirche zur Einheit verbunden wurden; in diesem Gebilde war keine nationale Politik möglich, sondern nur eine solche des Herrscherhauses, eine habsburgische. So kam es, daß Österreich für das deutsche Volk auch politisch verloren ging, oder nur dann in Betracht kam, wenn der Vorteil Habsburgs es mit dem übrigen Deutschland zusammenführte.

Diese geschichtliche Tatsache wurde lange durch die andere verschleiert, daß die Habsburger Jahrhunderte hindurch ununterbrochen dem deutschen Reiche die Kaiser gaben.

Die Vielheit der Völkerschaften verhinderte es auch, daß dies Völkergebilde wirklich ein einheitlicher Staat wurde, wie das bei Brandenburg-Preußen trotz der Zerrissenheit seines Landbesitzes der Fall war; sie verhinderte, daß ein lebendiges Staatsgefühl sich entwickelte, wie dies für die jüngere deutsche Macht im Norden so bezeichnend und glückverheißend schnell vor sich ging.

Dazu kam, daß dies Österreich sich nun vor eine wirklich große Aufgabe gestellt sah, die es nach Osten wies: den Kampf gegen die Türken und die Wiedereroberung Ungarns. Auch das verstärkte das Herauswachsen aus dem Reiche. Alles in allem: dies streng katholische, geistig abgeschlossene, von einem Völkergemisch bewohnte Gebilde konnte nicht der Träger der deutschen Zukunft werden, sondern nur ein Gegenstand der Nützlichkeitspolitik des Hauses Habsburg sein.

Damit soll nicht geleugnet werden, daß der Kampf gegen die Türken auch eine Aufgabe von allgemein deutscher Bedeutung war. Ehe wir ihn schildern, wollen wir zusammenfassend die Ereignisse betrachten, die von dem Ehrgeiz und der Ländergier Ludwigs XIV. ihren Ausgang nahmen.

Französische Raubkriege unter König Ludwig XIV.

Dieser französische König fand, als er großjährig geworden die Selbstherrschaft übernahm, die Macht des Königtums durch den großen Staatsmann Kardinal Mazarin gewaltig gestärkt und den Reichtum des Landes, wie seine Kriegstüchtigkeit hoch entwickelt.

Ein grenzenloser Ehrgeiz trieb ihn zu einer Eroberungspolitik, die vor keinem Rechtsbruch zurückschreckte; jahrzehntelange Kämpfe hoben an, die vor allem den westlichen Teil Deutschlands von neuem und wiederholt verwüsteten und die am letzten Ende — es gibt eine geschichtliche Gerechtigkeit — die tiefe Unzufriedenheit des französischen Volkes vorbereiteten, die hundert Jahre später in der großen Revolution einen so furchtbaren Ausdruck fand.

Im ersten Kriege (1667—1668), der sich gegen die spanischen Besitzungen in den Niederlanden und Burgund richtete (die aus der Erbschaft Karls V. an die spanischen Könige gefallen waren), verlangte Ludwig XIV. aus erkünstelten angeblichen Rechtsgründen die Herausgabe dieser Lande; sein Feldherr Turenne eroberte Flandern, Prinz Condé die Freigravität Burgund. Die „Generalstaaten“ der Niederlande fühlten sich durch die dadurch in Aussicht gestellte Grenznachbarschaft Frankreichs mit Recht bedroht, und ihr hervorragender Staatsmann Jan de Witt brachte einen Bund zwischen England, Holland und Schweden zustande, der Ludwig zum Frieden von Aachen zwang: Frankreich mußte sich mit dem Erwerb einiger Grenzstädte begnügen.

Der Grimm des enttäuschten Königs richtete sich nun vor allem gegen Holland, dem er nicht ohne Recht seinen geringen Erfolg zuschrieb; er bereitete den Krieg gegen die Generalstaaten sorgsam vor und eröffnete ihn 1672 mit einem gewaltigen Heere von über 100000 Mann.

Der große Kurfürst, der noch rechtzeitig erkannte, welche Gefahr die Eroberung Hollands durch Frankreich für ganz Nordeuropa in sich schloß, schlug sich nach anfänglichem Schwanken auf die Seite der Holländer, während England, Schweden und ein Teil der Reichsfürsten (vor allem Köln und Münster) Frankreichs Partei ergriffen.

In dem bedrohten Holland wurde Wilhelm III. von Oranien an die Spitze des Staates gestellt, ein wahrhaft großer Fürst, gleich bedeutend als Staatsmann wie als Feldherr, nachmals als König auf den englischen Thron berufen (1688); von nun an wurde er die Seele des Widerstandes gegen Ludwig XIV.

Obwohl sonach der Krieg sich ursprünglich nur gegen Holland richtete, dehnte er sich bald auf ganz Mitteleuropa aus, da auch der Kaiser, das Reich und Spanien sich bewogen sahen, auf Hollands Seite zu treten, um die französischen Anmaßungen zu bekämpfen. So kam es, daß auch Westfalen, das Elsaß, die Reichslande, den Kriegsschauplatz abgeben mußten, auf dem mit wechselndem Glück gekämpft wurde.

In diesen Krieg fällt die Schlacht bei Sehrbellin (1675); der große Kurfürst, der damals am Rheine im Felde stand, wurde durch einen Einfall der mit Frankreich verbündeten Schweden nach Hause gerufen und vernichtete den Feind durch seinen glänzenden Sieg.

Nach drei weiteren wechselvollen Kriegsjahren kam es zum Frieden von Nymwegen (1678): Frankreich gewann von Spanien die Freigrafschaft Burgund und einige Grenzstädte der spanischen Niederlande, vom Kaiser aus den vorderösterreichischen Besitzungen Freiburg im Breisgau; dagegen wurde das gleichfalls besetzt gewesene Herzogtum Lothringen, wenn auch unter Frankreich eingeräumten Vorrechten, wiederhergestellt und das tapfere Holland ganz ohne Schaden gelassen.

Im Jahre darauf mußte sich, wie wir wissen, auch der große Kurfürst, der den Kampf fortgesetzt hatte, zum Frieden von St. Germain bequemen (1679).

Es folgten zehn Jahre eines scheinbaren, faulen Friedens. In dieser Zeitspanne setzte Ludwig XIV. seiner Anmaßung die Krone auf! Übermütig gemacht durch die Zerrissenheit des Reichs und die Schwäche der westlichen Reichsfürsten raubte er mitten im Frieden unter der frechen Vorspiegelung von Recht und Urteil ein Stück Reichsboden nach dem andern. Dabei ging er so vor: er setzte Gerichtshöfe ein, die untersuchen mußten, welche Landstriche mit den ihm in den letzten Friedensschlüssen abgetretenen Gebieten jemals im Lehnverhältnis gestanden hatten, und be-

hauptete, daß das, was für letztere gälte, auch für die angeblichen Lehnsgebiete Recht sei: auf diese Weise sollte der Anspruch Frankreichs auf jene angeblichen Lehnsgebiete begründet werden. Man kann sich denken, daß die eigens zu solchem Zwecke eingesetzten Gerichte (sog. „Réunions-Kammern“ von réunir = wiedervereinigen) nach den Absichten des Königs verfahren; die „Urteile“ dieser Schein-Gerichtshöfe wurden sofort von französischen Truppen vollstreckt.

So wurde am 30. September 1681 die Perle des Elsasses, die alte freie Reichsstadt Straßburg durch einen Gewaltstreich von französischen Truppen in Besitz genommen, nachdem vorher die württembergische Grafschaft Mömpelgard, Luxemburg und die Gebiete der Pfalzgrafen von Zweibrücken, Veldenz und Lützelstein einverleibt waren; es folgte die Einnahme von Trier 1684 und die Besitzergreifung wichtiger Plätze an der Grenze der spanischen Niederlande.

Das alles geschah im Frieden!

Und das alles duldete das deutsche Reich, duldete der Kaiser! So tief war dies Volk der Karolinger, der Ottonen, der Hohenstaufen gesunken, das einst der Welt die Gesetze vorgeschrieben hatte.

Kein Schwertstreich geschah, um das geraubte deutsche Land wiederzugewinnen oder um den frechen Räuber, den „Sonnenkönig“, zu strafen; der Reichstag zu Regensburg begnügte sich mit papiernen Rechtswahrungen und gestand sogar in einem 1684 abgeschlossenen Waffenstillstand Ludwig XIV. alle bis zum 1. August 1681 in Besitz genommenen Städte und Gebiete, daneben aber auch das wichtige Straßburg zu. Ludwig ließ die alte Reichsstadt zur Festung ersten Ranges ausbauen; sie wurde von nun an fast durch zwei Jahrhunderte das Ausfalltor, durch das die jetzt zum „Erbfeind“ gewordenen Franzosen ihre Waffen gegen das deutsche Volk führen konnten.

Bald bot sich die Gelegenheit dazu!

Obwohl eben erst für 20 Jahre Waffenstillstand verabredet war, begann gerade 4 Jahre nach diesem Vertrage Ludwig XIV. einen neuen Krieg. Nach dem Tode des Kurfürsten Karl von der Pfalz, dessen Schwester Elisabeth Charlotte (Liselotte) mit Ludwigs Bruder Herzog Philipp von Orleans verheiratet war, erhob er im Namen dieses seines Bruders Anspruch auf einen großen Teil der Pfalz, obwohl nach deutschem (sog. „salischem“) Erbrechte das ganze Land an die pfälzische Linie Neuburg gefallen war.

Der sog. pfälzische Erbfolgekrieg (1688—1697) bricht aus und bringt von neuem weite Gebiete unseres Vaterlandes an den Rand des Abgrundes. Fast ganz Europa schließt sich gegen den Friedensstörer zusammen: der Kaiser und der größere Teil der deutschen Fürsten, Schweden und Spanien, Holland, England und Savoyen. Nach dem Einmarsche

in die Pfalz und die benachbarten Gebiete verwüsteten die französischen Heere unter General Melac das Land in der schändlichsten, in der Kriegsgeschichte unerhörten Weise, um einen unbewohnbaren Streifen zum Schutze Frankreichs zu schaffen. Damals wurde die alte Kaiserstadt Speier vernichtet; Worms und Mannheim gingen in Flammen auf; die kurfürstliche Hauptstadt Heidelberg wurde zerstört; hunderte von kleineren Orten lagen verwüstet. So hatte die Kriegsfurie selbst in den entartetsten Zeiten des dreißigjährigen Krieges nicht gehaust! Ein eindrucksvolles Denkmal von jener Zeiten Schande, von der Verruchtheit der französischen Kriegsführung ist die Ruine des Heidelberger Schlosses, das einst der herrlichste Fürstensitz war; damals wurde es mit allen Mitteln der Kriegskunst jener Zeit zerstört. Sein Anblick wurde in der malerischen Schönheit des Zerfalls für die Deutschen zur Mahnung, einig und wehrhaft zu bleiben!

Durch neun lange Jahre zog der Krieg sich hin; Siege und Niederlagen der Streitenden wechselten ab, aber das Endergebnis war: Ludwig XIV. konnte die Verbündeten nicht überwinden. Am 30. Oktober 1697 wurde zu Ryswyk (in der Nähe des Haags) der Frieden geschlossen, durch den Straßburg mit zehn elsässischen Reichsstädten endgültig an Frankreich überlassen wurde; alle andern besetzten Gebiete mußte es ausliefern. Insbesondere mußte der Breisgau wieder an den Kaiser und Luxemburg wieder an Spanien herausgegeben werden, während das Herzogtum Lothringen von der französischen Oberherrschaft wieder frei kam. Ohne Zweifel: ein ungeheurer Mißerfolg für Ludwig XIV., der alle Kräfte Frankreichs aufs äußerste angespannt hatte und doch als der eigentliche Besiegte aus dem Kampfe hervorging.

Der schwerste Schlag, der dem deutschen Ehrgefühl zugefügt wurde, war, daß Straßburg französisch blieb.

Der Kampf gegen die Türken.

Von der Westgrenze des Reichs wollen wir jetzt den Blick nach Südosten lenken und die Kämpfe gegen die Türken ins Auge fassen.

Nachdem am 29. Mai 1453 Konstantinopel, die Hauptstadt des oströmischen Reichs, in die Hände des Sultans Mohammed II. gefallen war und damit dies Reich sein Ende gefunden hatte, war die türkische Herrschaft im europäischen Südosten fast unaufhaltsam ausgedehnt worden. So wurden Bosnien und die Walachei, wie Albanien unterworfen (um 1465); im Jahre 1521 eroberte Soliman die wichtige Grenzfestung Belgrad; im Jahre 1526 fiel derselbe Sultan in Ungarn ein und besiegte König Ludwig II. in der Schlacht von Mohacs; er kam auf seinen Kriegszügen damals bis vor Wien, das er vergeblich belagerte (1529). Unter

ihm erreichte die türkische Macht in Europa ihren Höhepunkt; der Verfall begann fast unmittelbar nach seinem Tode (1566).

Das Königreich Ungarn war durch Heirat an die Habsburger gefallen, aber weder Ferdinand I., noch seine nächsten Nachfolger hatten die Herrschaft im größeren Umfang ausüben können. Die Zeit der Glaubensgegensätze im Reiche und die damit verbundenen Kriege hatten Habsburg an stärkerer Machtentfaltung nach dieser Richtung verhindert; auch erschwerte der unbotmäßige Adel (die Magnaten), der oft in verräterischen Beziehungen zu den Türken stand, die Zurückeroberung des Landes. Wie in den Kämpfen zwischen Karl V. und Franz I. die Türken und der abtrünnige magyarische Adel Bundesgenossen der Franzosen gewesen waren, so geschah es auch in den Zeiten Ludwigs XIV. So war seit dem Jahre 1677 unter Fürst Michael Apasy von Siebenbürgen und Graf Emerich Tököly ein Aufstand ausgebrochen, der in nächsten Beziehungen zur Türkei und zu Frankreich stand.

Kaiser Leopold I. (1658—1705), der seinem Vater Ferdinand III. auch als König von Ungarn gefolgt war, versuchte umsonst die Aufständischen durch Zugeständnisse zu versöhnen; es kam zu einem offenen Bündnis zwischen den Türken und dem magyarischen Adel, das Sultan Mohammed IV. in den Stand setzte, noch einmal einen gewaltigen Vorstoß gegen Österreich und damit gegen das christliche Europa zu unternehmen.

In Massen wälzten die türkischen Scharen sich über die Grenze; ihr Führer Kara Mustafa trieb das kaiserliche Heer unter Herzog Karl von Lothringen aus der Tiefebene zwischen Donau und Drau zurück, und erreichte, ohne ernstlichem Widerstande zu begegnen, am 14. Juli 1683 Wien. Habsburg war schwer bedroht; mit seinem Schicksal war diesmal das des deutschen Volkes, ja das des christlichen Abendlandes verknüpft.

In dieser Erkenntnis boten dem Kaiser, dem Herrn der zunächst bedrohten Lande, nicht nur die wichtigsten Reichsfürsten wie Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Max Emanuel von Bayern, Johann Georg von Sachsen ihre Hilfe an, sondern auch der König Johann Sobieski von Polen schloß sich ihm als Bundesgenosse an.

Bis die Heere der Bundesgenossen zur Stelle waren, mußte Wien allein dem Angriffe der Türken standhalten, die die Kaiserstadt von allen Seiten eng umschlossen hielten. Acht Wochen lang währte die Belagerung; mit heldenmütiger Tapferkeit wurde die Stadt vom Grafen Rüdiger von Starhemberg verteidigt. Endlich nahten die Entsatzheere: 60000 Mann kaiserliche und Reichstruppen unter Herzog Karl von Lothringen, 26000 Polen unter ihrem König Johann Sobieski selbst. Am 12. September kam es am Kahlenberge zur gewaltigen Entscheidungsschlacht; die Türken erlagen dem wuchtigen Ansturm der christlichen Heere und wurden vernichtend geschlagen.

Wien war befreit, gerettet — der türkische Vorstoß ins Herz Europas zurückgewiesen: das ist die weltgeschichtliche Bedeutung der Schlacht vom Kahlenberg, die der türkischen Macht einen nicht wieder verwundenen Schlag versetzte.

Der Kaiser begnügte sich nicht mit der Abwehr, er trug seine siegreichen Waffen nach Ungarn; im März 1684 schloß er ein Bündnis mit Polen, dem Papste und dem Freistaate Venedig, worauf der Krieg kraftvoll zu Wasser und zu Lande fortgeführt wurde. Bedeutende Feldherren, wie Herzog Karl von Lothringen und Markgraf Ludwig von Baden, besonders aber der große Prinz Eugen von Savoyen hefteten den Sieg an die kaiserlichen Fahnen: 1685 wurde die wichtige Festung Neuhausel genommen; 1686 fiel Ofen vor dem Ansturm der Kaiserlichen und Brandenburger; 1687 siegte der Herzog von Lothringen bei Mohacs; 1688 erstürmte Max Emanuel von Bayern Belgrad; 1691 siegte Ludwig von Baden bei Slankamen, 1697 Prinz Eugen bei Zenta. Fast ganz Ungarn war von dem Feinde gereinigt; der aufrührerische Adel wurde gedemütigt.

Im Jahre 1699 wurde der Friede von Karlowitz geschlossen, der mit Ausnahme des Banats ganz Ungarn und Siebenbürgen unter die Herrschaft des Kaisers brachte; schon vorher hatte unter dem Eindruck der ununterbrochenen Siege der ungarische Reichstag von Preßburg im Jahre 1687 dem Hause Habsburg die Krone erblich übertragen, wogegen der Kaiser dem Lande das Recht selbständiger Verwaltung und Duldung des reformierten Glaubens zugestand.

Einen gewaltigen Erfolg hatte Leopold mit Hilfe der Reichsfürsten und seiner fremden Bundesgenossen erkämpft: die Kraft der Osmanen war gebrochen, Ungarn und Siebenbürgen dauernd gewonnen.

In Verbindung mit den großen Waffentaten aller deutschen Stämme auf ungarischem Boden steht die starke Besiedlung vor allem südungarischer Landstriche mit Deutschen, von der wir später zusammenhängend berichten werden. Hier sei nur festgestellt, daß damals jene Siedler dem Lande Sicherheit, Gesittung und Ordnung brachten und daß sie willkommen waren; später wurde dies gründlich vergessen, und die Nachkommen jener ins Land gerufenen Deutschen wurden von dem überspannten Madjarentum als Eindringlinge betrachtet und mit allen Mitteln zu unterdrücken versucht.

Der spanische Erbfolgekrieg.

Das Reich sollte nicht zum Frieden kommen; kaum hatte der Vertrag von Ryswyk (1697) den Krieg mit Frankreich im Westen und der von Karlowitz (1699) den im Osten beendet, als die Frage der spanischen Erbschaft von neuem einen Kampf entfachte, der durch 13 Jahre wütete und wiederum zum großen Teil auf deutschem Boden geführt wurde (1701 bis

1714). Es handelte sich dabei um folgendes: Die spanische Linie des Hauses Habsburg starb im Mannesstamme mit König Karl II. im Jahre 1700 aus. Anspruch auf die Erbschaft des ungeheuren Reiches erhoben: Kaiser Leopold für seinen zweiten Sohn Erzherzog Karl (nachmals Kaiser Karl VI.) und Ludwig XIV. für seinen Enkel Herzog Philipp von Anjou. Beide Anwärter erstrebten die ganze Erbschaft; eine Verständigung war nicht möglich, und der Enkel Ludwigs XIV. rückte in Spanien ein, von dessen Thron er als Philipp V. Besitz ergriff, während gleichzeitig französische Truppen die europäischen Nebenlande der spanischen Krone: die Süd-Niederlande, Mailand und Neapel besetzten.

Nun war es klar: das Wohl aller übrigen Staaten verlangte, daß keiner der beiden Anwärter das ganze Erbe erhalte, das mit Frankreich oder mit Österreich vereinigt eine erdrückende Übermacht des Alleinerben erzeugen mußte. Deshalb ging die Politik der unbeteiligten Mächte auf eine Teilung des Erbes. An ihre Spitze stellt sich Wilhelm III. von Oranien, der inzwischen König von England geworden war; er brachte die sog. „große Allianz“ zu stande, in der England, Holland, Portugal und der größte Teil der Reichsfürsten, vor allem Brandenburg, auf die Seite des Kaisers traten, während Ludwig XIV. nur die Kurfürsten von Bayern und Köln, sowie die Herzöge von Savoyen und Mantua als Bundesgenossen fand.

Neben Westdeutschland, das gewohnt war, den Kriegsschauplatz abzugeben, wurde in den Niederlanden, in Italien und in Spanien gekämpft; in den ersten Jahren schwankte das Kriegsglück, doch verschaffte die überlegene Kriegskunst des glänzenden kaiserlichen Feldherrn Prinz Eugen von Savoyen und des großen englischen Heerführers Herzogs von Marlborough der „Allianz“ das Übergewicht; hier seien nur die denkwürdigen Siege von Höchstädt und Blindheim (1704), Turin (1706), Oudenarde (1708) und Malplaquet (1709) erwähnt.

Frankreich war am Rande seiner Kräfte; Ludwig XIV. schien so gedemütigt, daß er zum Frieden bereit war. Da trat für ihn ein doppelter Glücksfall ein: Kaiser Josef I., der seinem Vater Leopold I. während des Krieges im Jahre 1705 gefolgt war, starb plötzlich ohne Kinder im Jahre 1711 und hinterließ seinen Bruder Karl als Erben, eben den Anwärter auf das spanische Erbe; daneben war in England das Whig-Ministerium gestürzt worden und eine Tory-Regierung ans Ruder gekommen, die den siegreichen Herzog von Marlborough abrief und Friedensverhandlungen anknüpfte.

Der Tod Kaiser Josefs rückte die Gefahr nahe, daß sein Bruder, der ihm nun als Kaiser Karl VI. folgte (1711–1740), durch den Erwerb der spanischen Erbschaft dasselbe Übergewicht erlangen könne, wie dies bei Frankreich gefürchtet worden war; deshalb änderte sich die Haltung

der verbündeten Mächte, und sie arbeiteten darauf hin, daß auch die Macht des Hauses Habsburg nicht erdrückend werde.

Diese Erwägungen führten zu den Friedensverhandlungen zu Utrecht (1712—1713), durch die Ludwig XIV. vor der völligen Niederlage gerettet wurde. Kaiser Karl setzte den Krieg fort, jedoch mit Nachteil; da der französische Marschall Villars Landau und Freiburg eroberte, so bequeme er sich zum Nachgeben und schloß zu Rastatt Frieden, dem die Reichsfürsten im Vertrag zu Baden (Schweiz) beitraten (1714).

Das Gesamtergebnis des gewaltigen Völkerkampfes, wie es in den Verträgen von Utrecht, Rastatt und Baden niedergelegt wurde, war folgendes: Kaiser Karl erhielt von der spanischen Erbschaft die spanischen Niederlande, Mailand und Neapel; Ludwigs Enkel wurde als Philipp V. anerkannt und bekam außer dem Königreich Spanien die überseeischen Besitzungen in Amerika, Afrika und Ostindien.

England erwarb in Amerika Neufundland und Neuschottland, sowie die Länder um die Hudsonbai; daneben behielt es die während des Krieges besetzte Feste Gibraltar und die Insel Minorca: es stärkte also auf einen Schlag seine Stellung in Nordamerika erheblich und faßte an entscheidenden Stellen des Mittelmeeres festen Fuß.

Frankreich blieb im Besitze des Elsasses und behielt auch die Festung Landau in der Pfalz; aber es hatte seine Vormachtstellung in Mittel-, West- und Südeuropa eingebüßt.

Brandenburg-Preußen, seit dem 18. Januar 1701 vom Kaiser zum Königreich erhoben, wurde von den anderen Mächten als solches anerkannt und empfing die Grafschaften Neuburg (im Gebiete der heutigen französischen Schweiz) und Obergeldern (an der Maas).

Der nordische Krieg.

Gleichzeitig mit dem spanischen Erbfolgekrieg und länger dauernd als er tobte der nordische Krieg (1700—1721), an dem von den deutschen Staaten Preußen und Sachsen beteiligt waren. Im Vordergrunde dieses Kampfes standen König Karl XII. von Schweden auf der einen und Zar Peter der Große von Rußland, im Bunde mit Dänemark und König August II. von Polen, auf der anderen Seite.

Rußland, das noch ein reiner Binnenstaat war, wollte, um sich entwickeln zu können, den Weg ans Meer, zunächst an die Ostsee, gewinnen. Nun waren damals die baltischen Ostseeprovinzen Estland, Livland, Ingermanland, sowie Finnland schwedischer Besitz: dadurch war der Anlaß zu einem russisch-schwedischen Zusammenstoße gegeben. Auf beiden Seiten waren die Vorkämpfer hervorragende Männer: auf der schwedischen der verwegene Querkopf Karl XII., ein großzügiger, fühner Feldherr — aber ohne Maß, starrköpfig, tollkühn; auf der russischen der schöpferische Barbar

Peter der Große, ein Mann von eisernem Willen und unbesiegbarer Tatkraft, bildungshungrig und lernbegierig, dabei unendlich roh und leidenschaftlich. Alles in allem: Karl XII. ein großartiger Abenteurer auf dem Throne, Peter der gewalttätige Begründer des neuzeitlichen Rußland.

Dem Charakter dieser Männer entsprach die Kriegsführung.

In den ersten Jahren erfocht Karl XII. glänzende Siege und warf die Bundesgenossen Rußlands nieder: Dänemark und Polen-Sachsen. Die Schlachten von Narwa (1700), Klissow (1702), Pultusk (1703), Punih (1704) und Graustadt (1706) zeigten ihn auf der Höhe seiner Fähigkeiten und seines Ruhmes; er zwang Dänemark und Polen-Sachsen zum Frieden, ja August II. mußte im Vertrag von Altranstadt (1706) auf die polnische Krone verzichten.

Alle diese Erfolge setzte der Schwedenkönig durch einen törichteren Zug nach der Ukraine (Kleinrußland) aufs Spiel; dort kam es am 8. Juli 1709 vor Pultawa zur Schlacht, die, von Karl tollkühn trotz der russischen Übermacht und trotz der Überanstrengung seiner eigenen Truppen angenommen, mit einer vernichtenden Niederlage der Schweden endete. Karl entkam nach der Türkei und versuchte von dort in abenteuerlichen Machenschaften, die manchmal an seinem Verstande zweifeln ließen, den Widerstand zu leiten.

Noch zwölf Jahre zog der Krieg sich hin; Preußen nahm an ihm als Bundesgenosse Rußlands teil, um Vorpommern zu gewinnen (1713). Im Jahre 1714 kehrte der König nach einem abenteuerlichen Ritte durch Ungarn und Deutschland in die Heimat zurück und setzte den Krieg fort; bei der Belagerung von Frederikshall (1718) starb er, von einer Kugel tödlich getroffen, bis zum letzten Augenblick erfüllt von dem Gedanken, bis zum endgültigen Siege zu kämpfen. Karl XII. bleibt eine der auffallendsten Gestalten der Weltgeschichte; sein Schicksal erzwingt Teilnahme, wenn auch der prüfende Verstand sagt, daß er durch Tollkühnheit, Starrsinn und Überspannung seiner Ziele nicht nur den eigenen Untergang herbeigeführt, sondern auch durch die Erschöpfung der Kraft seines Volkes Schwedens Ohnmacht verschuldet hat. Denn das war das Endergebnis des Krieges, der durch eine Reihe von Einzelverträgen mit den einzelnen Gegnern Schwedens zum Abschluß kam: am wichtigsten ist der 1720 mit Preußen geschlossene Vertrag; es erhielt Vorpommern mit Stettin und den Inseln Usedom und Wollin. Peter der Große erreichte durch den Vertrag zu Nystadt (1721) die Abtretung der ganzen Besitzungen Schwedens an der Ostsee, abgesehen von Finnland, das Karls Nachfolger zurück erhielt, und von Kurland, das an Polen fiel. Weltgeschichtliche Folgen des nordischen Krieges waren: Schweden wurde aus seiner auf die Dauer doch nicht haltbaren Vormachtstellung im Osten und Norden Europas, die Gustav Adolf begründet hatte, endgültig verdrängt, während Ruß-

land sein Erbe antrat und, durch Peters Erfolge zur Großmacht erhoben, den Eintritt in die europäische Politik erzwang.

Schweden war bis auf Rügen, Wismar und einen kleinen Rest Vorpommerns (nördlich der Peene) von deutschem Boden vertrieben; die Mündung der Oder wurde preussisch, die der Weser und Elbe hannöversisch, da während des Krieges Hannover die Gebiete der ehemaligen Bistümer Verden und Bremen durch Kauf an sich gebracht hatte.

Zusammengenommen mit den Folgen des spanischen Erbfolgekrieges ergab sich eine gewaltige Umwälzung in der großen Politik: Schweden bis zur Bedeutungslosigkeit geschwächt; Rußland — in Europa hineingewachsen — zur Großmacht erhoben; die spanische Weltmacht zerschlagen; das französische Übergewicht beseitigt; Habsburg-Österreich durch den Zuwachs aus der spanischen Erbschaft vergrößert, Hohenzollern-Preußen durch seine Neuerwerbungen verstärkt. Von allergrößter Bedeutung war, daß gleichzeitig Englands Macht gewaltig gesteigert war und daß es, Spanien, Holland und Frankreich überlegen, sich anschickte, die größte Kolonialmacht der Erde zu werden; seine Staatskunst hatte es während der fortgesetzten Kriege auf dem Festlande gelernt, andere für sich kämpfen zu lassen — so konnte England in den Zeiten, in denen das Festland und hauptsächlich unser unseliges Vaterland von Kriegsstürmen durchtobt war, während kein Feind den englischen Boden betrat, über See ein Reich von unermäßigem Reichtum erwerben. Wir werden sehen, daß die englischen Staatsmänner diese Lehren der politischen Selbstsucht nicht vergaßen und daß sie mit unbedenklicher Kaltblütigkeit und mit größtem Geschick bis heute danach verfahren.

Wiederholt sei festgestellt: Rußland und England sind fast zur selben Zeit in die europäische Festlandspolitik eingetreten — was das heißen wollte, hatte vor allem wieder unser deutsches Volk zu erproben.

Karl VI. und die Pragmatische Sanktion.

Kaiser Karl VI. hatte keine Söhne — sein ganzes Sinnen und Trachten ging dahin, seiner Tochter Maria Theresia die Thronfolge zu sichern: diesem Ziele ordnete er seine ganze Politik unter.

Am 19. April 1713 hatte er in der „Pragmatischen Sanktion“ die Einheit und Unteilbarkeit des Staates der Habsburger festgesetzt; das ganze Reich sollte seiner Tochter Maria Theresia zufallen. Auf diese Weise wurde wohl äußerlich eine haltende Klammer um alle die weit auseinander liegenden Gebietsteile, alle die verschiedenen Völker und Stämme gelegt — daran aber dachte der Kaiser nicht, sie nach einheitlichem Plane zu regieren, eine geordnete Verwaltung zu schaffen: einen innerlich

wirklich einheitlichen Staat zu begründen. Die aus der spanischen Erbschaft erworbenen Länder: Süd-Niederland, Mailand und Neapel schrien förmlich nach Besserungen, so verrottet und verwahrlost waren sie unter spanischer Herrschaft. Aber nichts dergleichen geschah: man ließ alles beim alten; vor allem rührte man nicht an den übermächtigen Einfluß der katholischen Geistlichkeit.

Auch in den österreichischen Erblanden wurde nach dem alten Muster fortgewirtschaftet, so daß auch hier von einem Zusammenwachsen der Teile zu einem Ganzen nicht gesprochen werden konnte.

Prinz Eugen von Savoyen, nicht nur ein Feldherr ersten Ranges, sondern auch ein staatsmännischer Kopf, hatte es ausgesprochen, daß die Lebensaufgabe des Staates nach der Säuberung Ungarns von den Türken darin zu erblicken sei, daß das ganze Donaugebiet bis zum schwarzen Meere unterworfen werden müsse. In der Tat ein großer und kühner Gedanke. Die Durchführung schien dem tapferen Prinzen nicht schwer — aber sein Kaiser hatte nähere Sorgen und war nicht dafür zu haben.

Denkt man sich aus, daß Prinz Eugens Absichten durchgeführt und daß die eroberten Länder zielbewußt, wie er es auch wollte, mit Deutschen besiedelt worden wären — wie anders wäre die Stellung unseres Volkes nach Osten und Südosten gesichert worden.

Gegen die Türken mußte Karl dennoch die Waffen fahren, als diese im Jahre 1715 das verbündete Venedig angriffen; Prinz Eugen erhielt den Oberbefehl und siegte in den glänzenden Schlachten von Peterwardein (1716) und Belgrad (1717); die letztgenannte Feste wurde erobert, nachdem schon vorher das wichtige Temeswar genommen war.

Am 21. Juli 1718 wurde in Passarowitz Friede geschlossen; die Türkei trat an den Kaiser das Banat, die sog. kleine Wallachei und die nordöstlichen Gebiete Serbiens ab.

Unglücklich kämpfte Karl VI. im polnischen Thronfolgekriege (1733—1735), der Deutschland in Mitleidenschaft zog, wenn auch hauptsächlich Italien den Kriegsschauplatz abgeben mußte.

Der Anlaß war der: nach dem Tode König Augusts II. von Polen, der auch Kurfürst von Sachsen war, hatte der polnische Reichstag fast einstimmig den Grafen Stanislaus Leszczyński auf den Thron erhoben, während Österreich und Rußland den Sohn des letzten Königs, Friedrich August III. begünstigten. Die über den Rahmen Osteuropas hinausgehenden Verwicklungen ergaben sich dadurch, daß Stanislaus Leszczyński der Schwiegervater Ludwigs XV. war, so daß Frankreich, der alte Störenfried, wieder Gelegenheit erhielt, seine Machtgelüste zu betätigen; es mischte sich in den polnischen Thronstreit ein und ergriff zu Leszczyńskis Gunsten die Waffen; auf seine Seite traten Spanien und Sardinien.

Kaiser Karl verlor in diesem Kriege seine italienischen Besitzungen Neapel und Sizilien; er mußte im Frieden von Wien 1738 diese Länder an Frankreich abtreten, das dort einen jüngeren Prinzen des königlichen Hauses als selbständigen König einsetzte. Dagegen verzichtete Stanislaus Lesczinski auf den polnischen Thron und Friedrich August III. blieb König von Polen. Lesczinski erhielt als Entschädigung das Herzogtum Lothringen mit der Abrede, daß dies Land nach seinem Tode der Krone Frankreichs zufallen sollte. Schließlich erkannte Frankreich die Pragmatische Sanction an.

Gleichzeitig mit diesen Mißerfolgen im polnischen Erbfolgekriege verlor Karl VI. auch einen Feldzug gegen die Türken (1736—1739). Er behielt im Belgrader Vertrag von den glorreichen Eroberungen des Prinzen Eugen nur das Banat.

Am 20. Oktober 1740 starb der Kaiser, der wohl ein guter Vater, aber kein guter Herrscher gewesen war; sein Name ist verknüpft mit dem unglücklichen Ausgang des Türkenkrieges und mit dem Verluste Lothringens, das nach dem Tode des Scheinkönigs Stanislaus Lesczinski ganz an Frankreich fallen sollte und natürlich schon jetzt völlig dessen Einfluß unterlag.

Kabinetts-Politik.

Gerade die für die heutige Anschauung unbegreifliche Tatsache daß den Polen wider ihren Willen von Österreich und Rußland der sächsische Kurfürst Friedrich August III. als König aufgezwungen und daß der erwählte Polenkönig Stanislaus Lesczinski zum Entgelt für seinen Verzicht mit dem zum Reiche gehörigen fernen Lothringen entschädigt werden konnte, bietet Gelegenheit, auf die politische Denkungsart und Übung jener Zeit einen Blick zu werfen.

Eine der wichtigsten Folgen des dreißigjährigen Krieges war das Heraufkommen des sog. „absoluten Regiments“ der Fürsten: der Fürst war unumschränkter, von keinem Gesetz behinderter Herrscher der über Land und Leute, Leben und Tod, Krieg und Frieden, Staatsmittel und Privatvermögen nach Gutdünken verfügen konnte. Ein Schritt weiter, und es kam die Anschauung auf, daß das Land und seine Bewohner, daß der Staat Eigentum, gewissermaßen Hausgut der Fürsten sei, über das sie schalten und walten konnten, wie heute etwa der Eigentümer über Haus und Hof. Die „Untertanen“, die Bewohner des Landes, wurden nicht viel anders betrachtet, wie als lebendes Zubehör des Landes; sie teilten das Schicksal der Verfügung des Fürsten über das Land selbst, ohne daß sie gefragt wurden.

In der letzten Folgerung führte diese Staatsauffassung dazu, daß abgesehen von den Freistaaten der Niederlande und dem parlamentarisch

regierten England, die europäischen Länder von einer kleinen Zahl von Fürsten beherrscht wurden, die mit ihnen verfahren, wie ein Privatmann mit seinem Vermögen.

Wir haben von den großen „Erbfolgekriegen“ gehört: die Erbauseinandersehung zwischen den einzelnen fürstlichen Erbanwärtern gab Veranlassung zu blutigsten Kämpfen, ohne daß die Völker, sei es des zu erbenden Landes, sei es die der Erbanwärter ein Wort dabei zu sagen hatten. Der Erbstreit wurde in der Form von Kriegen geführt.

Nur der Vorteil des Fürsten bestimmte die äußere Politik seines Staates — der des Volkes kam nicht in Frage.

Man bezeichnet diese Art der Staatsleitung als Kabinetts-Politik, und die Kriege, die sie verursachte als „Kabinettskriege“. Die Kabinette waren die fürstlichen Dienststellen, denen die Besorgung und Vertretung der Familien-Anliegen ihrer Herrscher anvertraut war — da die Staaten mit ihrer Bevölkerung zum Hausbesitz der herrschenden Familien herabgedrückt waren, mochten die Kabinette die Künste ihrer Politik an ihnen üben; sie brachten es fertig, mit Ländern und Völkern zu schwärzen, heute zu vertauschen, was gestern erworben wurde, sie brachten es fertig, den Polen einen deutschen Fürsten aufzuzwingen und einem polnischen Adeligen das Reichsland Lothringen zu schenken. Kein Volk, kein Land hat schwerer unter dieser unsittlichen Kabinetts-Politik zu leiden gehabt, als das deutsche; denn es wurde infolge seiner Lage im Herzen Europas in alle Kabinettskriege hineingezogen; hierzu trug auch der Umstand bei, daß wichtige deutsche Fürstenhäuser verwandtschaftliche Beziehungen zu denen des Auslands hatten, so daß bei der Eröffnung kinderloser Erbfolgen im In- oder Auslande die Fälle des Erbstreites besonders leicht entstehen konnten.

Überall da, wo diese Staatsauffassung des absoluten Regiments rücksichtslos mit all ihren Härten durchgeführt wurde, mußte ein Zwiespalt zwischen Volk und Herrscherhaus entstehen — dort aber, wo die tatsächliche Ausübung sich unter das Gewissen und das Pflichtgefühl des Fürsten gestellt hatte, konnte ein inniges Zusammenwachsen von Fürst und Volk erwartet werden.

König Friedrich I. von Preußen.

In Brandenburg war auf den großen Kurfürsten sein Sohn Friedrich III. (1688—1713) gefolgt; der Erbe stand dem Vater in jeder Beziehung nach: war dieser ein staatsmännischer, auf das Wirkliche, Dauernde gerichteter Kopf, so begnügte der Sohn sich mit dem Scheine, den sein unklares Denken für das Sein ansah. Dieser wesentliche Unterschied der Fähigkeiten beider Männer prägte sich in ihrer Führung der Staatsgeschäfte aus.

Von dem Ruhme und den Erwerbungen des Vaters zehrend, suchte

Friedrich III. seine äußere Stellung und die seines Hofes zu heben: sein Ziel war, vom bescheidenen Markgrafen zum König erhoben zu werden. Da er dies nur durch das Wohlwollen des Kaisers erreichen konnte, verzichtete er auf eigene, selbständige Politik und begab sich ganz ins österreichische Fahrwasser. Sein Bestreben, das Ansehen des Hofes zu steigern — wobei er die Bedeutung des Hofes mit der des Staates verwechselte — führte ihn zu einer prunkvollen Hofhaltung, der die bescheidenen Hilfsquellen des sich wirtschaftlich erst erholenden Landes auf die Dauer nicht gewachsen waren; er ahmte den Pomp der französischen Könige nach; französische Sitten und Gewohnheiten, französische Sprache hielten ihren Einzug.

An der Spitze der Staatsgeschäfte stand der Minister von Dandellmann, ein hervorragender Mann von bewährter Treue und bleibenden Verdiensten um den Staat und das Haus Hohenzollern, vom großen Kurfürsten anerkannt und geschätzt. Der suchte das Hineintreiben in eine unsachliche, aufs Äußerliche gehende Politik und die Verschleuderung der Staatsmittel nach Möglichkeit zu verhindern und bekämpfte den Einfluß Österreichs nach Kräften; durch beides zog er sich die Ungnade seines Fürsten zu: schnöde Entlassung war der Lohn für seine aufopfernde, verdienstvolle Lebensarbeit.

Der Kurfürst erreichte das Ziel seines Ehrgeizes, indem er mit Zustimmung des Kaisers am 18. Januar 1701 die Königswürde annahm und sich im Dom zu Königsberg selbst die Königskrone aufs Haupt setzte.

Als er starb, hinterließ er den Staat mit Schulden belastet, das Heer in seinem Bestande gemindert und nicht schlagfertig. Alles in allem: trotz des gewachsenen äußeren Glanzes war das Werk des großen Kurfürsten nicht nur nicht ausgebaut worden, sondern es zeigte bedenkliche Brüche und Risse. So sicherte der erste König Preußens sich kein dankbares Andenken; eine bleibende Erinnerung seiner Sorge für den Glanz seines Königtums bilden die von ihm ausgeführten Bauten in Berlin, das gewaltige Schloß und das herrliche Zeughaus, vor allem die großartigen Schöpfungen des Bildhauers Andreas Schlüter, der besonders in dem Denkmal des großen Kurfürsten ein hohes Kunstwerk schuf. Es sei auch erwähnt, daß Friedrich, als König der Erste seines Namens, unter dem Einflusse seiner geistreichen Gemahlin Sophie Charlotte nach der Art seiner Zeit die Wissenschaften und Künste zu fördern suchte: er gründete die Universität Halle, die Akademie der Künste und diejenige der Wissenschaften. Alles verdienstvoll — wenn es geschehen wäre neben dem Ausbau und der Stärkung des Staates.

Jetzt kam es darauf an, ob der Nachfolger des ersten Preußenkönigs nach diesen Richtungen gut machen werde, was sein Vorgänger versäumt hatte.

Friedrich Wilhelm I.

(1713—1740.)

König Friedrich Wilhelm I., der Sohn Friedrichs, war ein Mann von anderem Stoffe, als sein Vater, in allem fast ihm unähnlich, seinem Beispiel nur in der Anhänglichkeit an das Haus Habsburg folgend.

Sein scharfer, klarer Verstand war nur auf das Sachliche, das Wesentliche gerichtet; den höfischen Prunk verachtete er als Sirklesanz. Im Lebenswandel sittlich streng, haßte er das französische Treiben; sparsam bis zum Kleinlichen, persönlich bedürfnislos und einfach, rauh und schroff im Auftreten, aber von Herzen gütig und volksfreundlich. Ein Verächter der Wissenschaften und Künste, die ihm als Federfuchseriei und kostspieliger Tand verhaßt waren, von strengstem Pflichtbewußtsein erfüllt und unermüdllich tätig, die Bedürfnisse des Staates und des Volkes in gleicher Weise übersehend, mit der Verwaltung bis in die Einzelheiten vertraut — so griff dieser Fürst mit kräftiger Hand in die Schicksale seines Landes ein.

Bezeichnend für ihn, daß er den kostspieligen Haushalt seines Vaters sofort auflöste, bezeichnend auch sein politisches Leitwort: „Menschen halte ich für den größten Reichtum“.

Unverdrossen ging er an die innere Umgestaltung des ganzen Staates, an die zweckmäßige Einrichtung der Verwaltung, und was er hier erreicht hat, stellt ihn neben die bedeutendsten Staatsmänner aller Zeiten.

Zuerst ordnete er die Steuern, indem den Städten eine „Akzise“ (Abgabe) nach einem festen Plane auferlegt wurde; das flache Land hatte in der „Kontribution“ eine Grundsteuer nach dem neuangelegten Kataster zu entrichten. Die in adligem Besitze befindlichen Rittergüter blieben zwar steuerfrei, da sie Träger der untersten Verwaltung und Gerichtsbarkeit waren und deren Kosten aufzubringen hatten, aber sie mußten für die Aufhebung des Lehnsdienstes im Kriege (d. h. der Stellung von Kriegsmannschaft auf ihre Kosten) gleichfalls Abgaben leisten.

Neben diesen Einnahmequellen wurde der eigene Besitz des Staates an Grund und Boden (Güter, Wälder, Seen usw.), die sog. „Domänen“, gänzlich neu geregelt: die Domänen wurden ohne Ausnahme gegen festen Zins verpachtet und lieferten damit den größten Teil der Staatseinnahmen. Nach etwa 20jähriger Arbeit konnte Friedrich Wilhelm auf eine jährliche Einnahme von 7 Millionen Talern blicken, ein für jene geldarme Zeit unerhörter Betrag; davon brachten die Domänen fast die Hälfte ein. Diese Staatseinnahmen wurden nach einem peinlich genauen Haushalts-Voranschlag für die Bedürfnisse des Landes verwendet, kein Pfennig, der verschleudert oder veruntreut werden konnte; alljährlich mußte über die Verwendung der öffentlichen Mittel Rechnung gelegt werden, und die zur Überwachung der Behörden gegründete Oberrechnungskammer

prüfte mit peinlichster Gewissenhaftigkeit jeden Nachweis auf Heller und Pfennig.

So war dem Geldwesen des Staates das Rückgrat gegeben; die Verwaltung wurde dahin umgebildet, daß als oberste Behörde das General-Finanz-Direktorium eingesetzt wurde, unter dem das Kriegs- und Domänen-Direktorium standen; daneben wurden vier Provinzial-Ministerien und das Justizministerium geschaffen: in dieser obersten Behörde, die unter des Königs persönlichem Vorsitz arbeitete, war die Einheitlichkeit der gesamten Staatsleitung verkörpert. Darunter standen in den einzelnen Provinzen Kriegs- und Domänenkammern, in den Kreisen die Landräte.

Mit sittlichem Ernst und unerbittlicher Strenge wirkte der König auf die Bildung einer unbestechlichen, pflichttreuen und ergebenen Beamten-schaft, und er brachte es wirklich fertig, seinem Lande einen Stand von Beamten zu erziehen, der ohne Vergleich in der Geschichte seiner Zeit dasteht und der zum Vorbild bei der inneren Neugestaltung aller deutschen Staaten gedient hat.

Hand in Hand mit diesen Maßnahmen ging die Förderung der Landwirtschaft, der Gewerbe und des Handels; auf allen Gebieten war der König zu Hause, überall sah er selbst nach dem Rechten.

Im großen Maßstabe besiedelte er das menschenleere flache Land mit Bauern: die Neumark, Pommern und Ostpreußen wurden in geradezu mustergültiger Weise mit bäuerlichen Sizen bedeckt und damit dem Volke wieder nutzbar gemacht; der ganze Besiedlungsdienst war ebenso praktisch wie genau geregelt und hat unendliche Wohltaten über das Land gebracht. Bei dieser Tätigkeit sah der König sich bedeutsam gefördert durch den Zuzug von zwanzigtausend Salzburger Protestanten, die der dortige Fürsterzbischof Graf Firmian im Jahre 1731 um des Glaubens willen vertrieben hatte. Diese hatten Friedrich Wilhelm um Aufnahme gebeten; er hatte ihnen gern willfahrt und überwies ihnen Sizen in Ostpreußen, wo sie dem gastlichen Lande durch ihre treue Arbeit Dank erwiesen.

Aber auch die Rechtsunsicherheit seiner Bauern entging ihm nicht: in strengster Weise wurden Schutzmaßnahmen gegen die Willkür der Gutsherrn geschaffen. Wie sehr auch der König den Wissenschaften abhold war — er wollte doch, daß seine Untertanen sich ohne Ausnahme die zum Leben und Fortkommen nötigen Kenntnisse im Lesen, Schreiben, Rechnen, kurz in den praktisch nötigen Zweigen aneigneten: deshalb verordnete er schon 1717 die auf staatlichem Zwange beruhende, durch ihn durchgeführte allgemeine Schulpflicht. So wurde Friedrich Wilhelm der Schöpfer der ruhmvollen preußischen Volksschule, und es verschlägt an seinem Verdienste nichts, daß erst nach und nach die Schulpflicht wirklich allgemein durchgeführt werden konnte, was bei dem Mangel an Lehrern und Schulgebäuden erklärlich war.

Man staunt über die Vielseitigkeit dieses schlichten Fürsten — aber noch sind seine Taten nicht alle erzählt: denn er ist auch der Vater der allgemeinen Wehrpflicht und der Erzieher des preussischen Heeres.

Der klare Sinn des Königs hatte erkannt, daß mit dem äußeren Prunk nichts getan sei und daß auch die innere Ordnung des Staates zu seiner Sicherheit nicht ausreiche: er hatte durchschaut, daß der Staat Macht ist und daß er seine Bürger nur solange schützen, daß er selbst nur solange bestehen kann, als er Macht bleibt und übt. So begann er sofort, das von seinem Vater vernachlässigte Heer wieder auf die Höhe zu bringen; unablässig war er um die Ausbildung von Offizieren und Soldaten bemüht, unterstützt von einer Reihe trefflicher Generale, vor allem von dem wadern Fürsten Leopold von Dessau, dem Erfinder des eisernen Cadstods und des preussisch-militärischen Drills. Von Jahr zu Jahr wurde die Zahl der Truppen vermehrt, und gegen Ende seiner Regierung verfügte er über ein stehendes, jederzeit schlagfertiges Heer von 83000 Mann, dessen Unterhaltung allerdings dreiviertel der Staatseinnahmen verschlang.

Seiner Zeit vorausseilend erblickte er in den Söhnen des Landes dessen geborene Verteidiger und erkannte die sittliche Bedeutung eines aus Landeskindern bestehenden Heeres, das mit dem Schicksal des Staates ganz anders verbunden war, als der Söldner, der sich heute diesem, morgen jenem Herrn gegen Geld verkauft. So kam er dazu, im Jahre 1733 den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht zu verkünden. Das Land wurde in feste Ersatz-Bezirke, sog. Kantone, eingeteilt, aus denen die Aushebung erfolgte; wie die Verhältnisse lagen, konnte sich bei der dünnen Bevölkerung des Landes der Grundsatz — ähnlich wie es bei der Schulpflicht ging — nicht allgemein durchführen lassen, da das menschenarme Land nicht hinreichend Leute zum Dienste stellen konnte; es blieb dabei, daß mehr als die Hälfte Söldlinge sein mußten; der Kriegsdienst der Landes-söhne war in der Hauptsache auf die Bauern beschränkt.

Aber auch diese durch die Not gebotene Beschränkung nimmt dem König nichts von dem Ruhme: zuerst die jener Zeit unverständliche Forderung der allgemeinen Wehrpflicht aufgestellt zu haben. Sie wurde nach seinem Tode auf mehr als ein halbes Jahrhundert vergessen, und erst die Tage der napoleonischen Nöte brachten sie wieder, dann aber von der begeisterten Hingabe eines geläuterten Volkes begrüßt und durchgeführt.

Die hohe Schule seines Heeres war Potsdam: dort übte und probierte der König mit seiner Garde, „seinen langen Kerls“, alles aus, dort spielte er den Exerziermeister, der sich nicht abhalten ließ, Offiziere und Mannschaften selbst zu drillen, und auf manchen Rücken sauste sein Stoß nieder, wenn er unzufrieden war. Die Offiziere wurden nur dem preussischen Adel entnommen und waren völlig von dem Kriegsherrn abhängig, der

unbeschränkt über ihr Fortkommen gebot. Aus demselben Kreise nahm der König auch die Männer seines persönlichen Verkehrs: keine bedeutenden Persönlichkeiten, aber wadere, bodenständige Herren, mit denen sich hausväterlich über den Staat reden ließ und die nach der Tagesarbeit zu einem derben Scherze zu gebrauchen waren. Dann fühlte sich der König wohl und behaglich, wenn er mit seinem „Tabatskollegium“ zusammen war und sich bei einer Kanne Bier und einer Pfeife mit seiner Umgebung vergnügen konnte; das waren freilich keine französischen Gespräche über Philosophie, die da zu hören waren.

Sein Werk der Neuordnung des Staates krönte der König, indem er ihm in dem Machtmittel des Heeres die Waffe seiner Sicherheit und Selbsterhaltung gab.

Unendlich reich war die schöpferische Kraft dieses auf das Wirkliche gerichteten Geistes! Und merkwürdig, das Wirken dieses Mannes, dessen Hand freilich schwer auf seinem Volke ruhte, der überall und nirgends war, dem nichts entging, der im Zorne überstreng, ja roh sein konnte, wurde lange Zeit von der Geschichte als Kleinliche Willkür, seine Arbeit für das Heer als Soldaten-Spielerei verurteilt. Heute sehen wir klar, was dieser schlichte, nur seiner Königspflicht lebende Mann seinem Volke und seinem Staate gegeben hat: die neuzeitliche Verwaltung, die Volksbildung und das Heer.

So ist er am letzten Ende der Vater des preußischen Großstaates geworden, und das gesamtdeutsche Volk hat Grund, ihn als einen seiner größten Wohltäter zu ehren.

An äußeren Geschehnissen ist die Zeit seiner Regierung arm; er hatte in den nordischen Krieg eingegriffen und Vorpommern bis zur Peene mit Usedom und Wollin als Beute heimgebracht.

Sein aufs Nützliche gerichteter Geist vermißte an der von seinem Großvater gegründeten afrikanischen Kolonie den Ertrag; er beschloß, sie aufzugeben und verkaufte sie im Jahre 1721 an die Holländer, nachdem schon Friedrich I. die Ansiedlung hatte verfallen lassen. Damit war die einzige deutsche überseeische Kolonie verloren gegangen, was ohne Zweifel im Hinblick auf die zukünftige Entwicklung schädlich war: aber dieser Sehgriff kann den Ruhm des trefflichen Herrschers nicht mindern.

Die Ursache seiner geringen Erfolge in der auswärtigen Politik liegt darin, daß er sich durch seinen vertrautesten Ratgeber, den mit österreichischem Gelde bestochenen General von Grumbow, ganz ins Schlepptau des Hauses Habsburg hatte bringen lassen.

König und Kronprinz.

Wie ernst dieser selbst der Pflicht lebende Mann die Fürstenpflicht nahm, zeigt sein Verhältnis zu seinem ältesten Sohne, dem Kronprinzen

Friedrich. Den ließ er im Sinne seiner eigenen Auffassung erziehen; der Prinz sollte den Staat in allen seinen Einzelheiten kennen, er sollte den Heeresdienst von unten herauf durchmachen und er sollte an Einfachheit und Selbstbeschränkung dem Volke vorangehen, wie es der Vater tat. Der rechnete aber nicht mit der ganz anders gearteten Natur seines Sohnes. Der Kronprinz war dem Vater unähnlich in allem: eine schwungvolle, mit lebhafter Einbildungskraft begabte Natur, mit dem Drange nach Selbständigkeit des Denkens und Fühlens, nach eigener Betätigung. Seine Neigungen lagen auf anderem Gebiete, als die des Vaters, ja waren den seinen zum Teil entgegengesetzt: haßte dieser die Franzosen, so erblickte er in ihnen die Träger der Kultur, der Feinheit und des Geistes; war dieser ein frommer Christ, so war er ein Anhänger der Aufklärung; verachtete dieser die Wissenschaften und Künste, so war er ihr begeisterter Verehrer und sah bewundernd zu den französischen Philosophen auf.

Karg und streng, ohne Schwung und Abwechslung lebte es sich am väterlichen Hofe, wo nur „des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr“ herrschte; was Wunder, wenn der Jüngling mit seiner nach Schönheit, Lebensfreude und Selbstbetätigung dürstenden Seele einen Abscheu empfand vor der Enge in Berlin und Potsdam. Er beschloß, sich frei zu machen, zu fliehen. Eine mit dem König unternommene Reise zum Rhein sollte die Gelegenheit zur Flucht nach England bieten, wohin ihn sein Freund, der Leutnant Heinrich von Katte, begleiten sollte. Der Anschlag wurde entdeckt; Friedrich wurde in Wesel, Katte in Berlin festgenommen; beide Gefangene wurden in Küstrin auf die Festung gebracht. Fürchtbar tobte der Zorn des Königs; er stellte den Sohn und seinen Freund vor ein Kriegsgericht und ließ ihnen wegen Fahnenflucht den Prozeß machen. Katte wurde zu immerwährender Festungshaft verurteilt, doch wandelte der König diesen Spruch persönlich und eigenmächtig in die Todesstrafe um. Dem Kronprinzen gegenüber erklärte das Gericht sich für unzuständig und überließ dem König selbst die Entscheidung. Der strenge Mann ließ v. Katte wirklich enthaupten — von Friedrich verlangte er den Verzicht auf sein Erbrecht.

Fürchtbar wirkte dies Erlebnis auf den jungen Fürsten; er schien gebrochen, unterwarf sich dem Vater, und ordnete sich in allem seinem Willen unter. Friedrich Wilhelm verzieh dem Sohne, und dieser trat bei der Kriegs- und Domänenkammer in Küstrin als „Auskultator“ ein; dort arbeitete er mit Fleiß und Ausdauer in allen Zweigen der Verwaltung, die er bald durchaus beherrschte. Dann ging er wieder zum Heeresdienst zurück und erhielt das Kommando eines Infanterie-Regiments.

Gegen seine Neigung heiratete er die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern, der er ohne Liebe, aber mit ritterlicher Achtung begegnete.

Die Pflichttreue des Sohnes jöhnnte den Vater auch innerlich aus,

und er duldete nun, daß der Kronprinz, genau bekannt mit allen Pflichten seines dereinstigen Königsberufs, seinen Neigungen lebe: im Schlosse Rheinsberg bei Neu-Ruppin durfte er einen Kreis geistvoller Genossen um sich sammeln und sich in seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen betätigen.

Der Kronprinz erkannte, daß sein Vater mit Zug und Recht darauf bestanden hatte, daß der künftige König sich auch mit den Dingen pflichtmäßig befassen und sie von Grund aus kennen müsse, die ihm unerquicklich, vielleicht geradezu unangenehm, seiner Liebhaberei zuwider waren; denn sein klarer Verstand sagte ihm, daß im sog. „absoluten“ Staate alles auf die oberste Leitung ankomme; versagte die, weil die Spitze von den Staatsangelegenheiten oder von einem Teile von ihnen nichts verstand oder nichts wissen wollte, so mußte das ganze Staatswesen in Unordnung kommen. Er war so gerecht, einzusehen, daß die Strenge des Vaters in gleicher Weise zum Wohl des Sohnes, wie des Staates nötig gewesen war. So kam der Kronprinz dem König wieder innerlich näher, ja er söhnte sich ganz mit ihm aus und fügte sich willig den Anordnungen des Vaters; er erkannte die Bedeutung des strengen Mannes und hat immer mit Liebe und Verehrung von ihm gesprochen.

Diese aus wirklicher Überzeugung kommende Unterwerfung hinderte den Kronprinzen nicht, als er in die Politik eingeführt war, mit selbständigem Urteil des Königs Maßnahmen zu betrachten, sich darüber auszusprechen, sie zu tadeln, wo er sie als schädlich oder unzweckmäßig erkannte. Aus der Rheinsberger Zeit stammen geistvolle Denkschriften, die sich über die Untätigkeit Preußens in der auswärtigen Politik scharf äußern und den Versuch machen, den König und seine Berater zu besserer Ausnutzung der Weltlage zu bewegen. In dem Inhalte dieser Schriften kündigte sich der scharfe Beobachter an, der entschlossen war, Preußen aus etwaigen Ungelegenheiten seiner Nachbarn Nutzen ziehen zu lassen.

So viel Gutes König Friedrich Wilhelm I. seinem Staate und Volke erwiesen hat — die Zukunft zeigte als Bestes, daß er den Kronprinzen zu jenem unerbittlich strengen Pflichtgefühl erzogen, das er selbst besaß: so konnte es kommen, daß der glänzend begabte Jüngling zum größten aller Fürsten ausreifte.

Friedrich war ein Genie, einer jener seltenen Männer, die mit geistiger Kraft und Klarheit Schwung der Seele, gezügelte Einbildungskraft, starken Willen und zähe Ausdauer verbinden. Seine Neigungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft haben ihn niemals seiner Königspflicht entzogen. Nie hat seine Vorliebe für französische Sprache, Dichtung und Schrifttum ihn seinem Volke und Staate entfremdet; er bewunderte, ja verehrte den französischen Philosophen Voltaire und gleichgestimmte französische Schriftsteller — und vernichtete jauchzend französische Heere.

Religiöse Bedürfnisse kannte dieser Freigeist nicht — und er überließ es andern, in Glaubenssachen zu tun, was ihr Gefühl befahl: bei ihm durfte, als er König war, jeder „nach seiner Fasson selig werden“.

Dafür richtete er sein Leben nach den Geboten der Pflicht, und schon als Kronprinz sprach er den Satz aus, daß der Fürst nichts anderes sei „als der erste Diener des Staates“; darin begegnete sich der Einfluß des verehrten Lehrers Voltaire mit der Auffassung seines strengen Vaters.

Friedrich der Große.

Am 31. Mai 1740 starb Friedrich Wilhelm I. und hinterließ dem Sohne einen innerlich festen und gesunden Staat, ausgestattet mit einem Heere von 83000 Mann und gefüllten Staatskassen. Der junge König stand im 29. Lebensjahre — aber er war ein fertiger Mann, gereift durch herbe Erfahrungen und durch ernste Arbeit. Er wollte kein König sein, der auf den Lorbeeren der Ahnen ausruht — sein Ziel war die Vergrößerung des über den deutschen Boden zerstreut sich dehnenden Preußen.

Sein Recht zu dieser Ausgestaltung seines Landes nahm er aus der Erkenntnis, daß der preußische Staat auf die Dauer in dieser zerstreuten Lage nicht zu erhalten sei, weil er nicht verteidigt werden konnte; er sah nur zwei Möglichkeiten; entweder Preußen geht langsam unter oder es muß größer werden.

Da die Selbsterhaltung das erste Lebensgesetz für Völker und Staaten ist, war seine Aufgabe klar: er wurde zum Eroberer. Aber nicht nur um des Ruhmes und der Macht willen, sondern aus der Notwendigkeit heraus, die Zukunft sicher zu stellen. So sind die Eroberungskriege, die Friedrich führen mußte, sittlich gerechtfertigt; um deswillen haben sie Dauerndes erreicht und sein Volk groß gemacht.

Am 20. Oktober 1740 starb Kaiser Karl VI. der letzte vom Mannesstamme des Erzhauses Habsburg: seine Erbin wurde gemäß der pragmatischen Sanktion seine Tochter, die 23jährige Erzherzogin Maria Theresia, die mit Herzog Franz von Lothringen vermählt war.

War auch die pragmatische Sanktion von den großen Mächten anerkannt worden — der Kurfürst Karl Albert von Bayern bestritt ihre Gültigkeit und behauptete auf Grund eines 200 Jahre alten Erbvertrags zwischen den Häusern Habsburg und Wittelsbach Anspruch auf das ganze Erbe Karls VI. zu haben; ob diese Ansprüche rechtlich begründet waren oder nicht — entscheidend war, ob der Wittelsbacher die Macht hatte sie durchzusetzen. Tatsächlich meldete Karl Albert sein behauptetes Recht an und bot damit dem jungen König Friedrich die Gelegenheit zur Einmischung: der stützte sich darauf, daß er gleichfalls auf Grund alter Erbverträge Ansprüche auf gewisse Teile Schlesiens habe, nämlich auf die Herzogtümer

Liegnitz, Brieg und Wohlau und auf das Fürstentum Jägerndorf; auch hier kam weniger das gut genug erwiesene Recht, als die Machtfrage in Betracht, König Friedrich bot der jungen Habsburgerin seine Unterstützung gegen den Wittelsbacher an, falls sie ihm die beanspruchten Teile Schlesiens abtrete; Maria Theresia wies ihn ab.

Da ließ der König kurz entschlossen noch im Dezember 1740 seine Truppen in Schlesien einrücken und folgte selbst dem Heere, das zunächst keinen Widerstand fand. Schon am 3. Januar 1741 zog er in Breslau ein, von der protestantischen Bevölkerung mit Jubel als Befreier begrüßt; denn trotz der im westfälischen Frieden zugestandenen freien Religionsübung lag die Hand des katholischen Klerus schwer auf dem Lande. Im März wurde Glogau gewonnen, im April der österreichische General Graf Neipperg vom preußischen Feldmarschall Grafen Schwerin entscheidend bei Mollwitz geschlagen.

Kurz darauf kam ein Bündnis zwischen Preußen, Bayern und Frankreich zustande: die beiden letzteren ließen Heere in Österreich einrücken, und Maria Theresia entfloß nach Ungarn.

Die Franzosen und Bayern eroberten Prag (26. November 1741), wo sich Karl Albert zum König ausrufen läßt; am 24. Januar 1742 wird er in Frankfurt am Main einstimmig als Karl VII. (1742—1745) zum deutschen Kaiser gewählt.

Ungebeugt von den Niederlagen ihrer Heere, gewinnt die junge tapfere Habsburgerin den ungarischen Adel für sich, indem sie auf dem Reichstage zu Preßburg die völlige Selbstverwaltung Ungarns zugesteht; auch schließt sie ein Bündnis mit England, das ihr zusammen mit Hessen und Hannover ein Heer zur Verfügung stellt.

Während Friedrich durch seinen Sieg bei Czaslau und Chotusitz (17. Mai 1742) im Vorteil blieb, wendete sich Karl Alberts Schicksal; er mußte Österreich und Böhmen räumen, ja die Truppen Maria Theresias rückten in Bayern ein; er mußte sein Land verlassen und lebte als Kaiser ohne Land in Frankfurt.

Zum erstenmal waren Hohenzollern und Habsburg zusammengestoßen. Dieser Kampf, der sog. erste schlesische Krieg wurde durch den Frieden von Breslau am 28. Juli 1742 beendet: Maria Theresia trat an Friedrich Ober- und Niederschlesien sowie die Grafschaft Glatz ab.

Allein die Ruhe war nicht von langer Dauer. Friedrich sah, wie seine Gegnerin mit Erfolg Bundesgenossen gegen ihn warb, und er rechnete damit, daß sie versuchen werde, die verlorenen schlesischen Gebiete zurückzugewinnen; dem beschloß er zuvorzukommen. Er erneuerte im Jahre 1744 sein Bündnis mit Kaiser Karl VII. und Frankreich, in das diesmal auch Hessen und die Pfalz einbezogen wurden, und marschierte im August 1744 in Böhmen ein. Am 16. September eroberte er Prag; allein die

französische Hilfe blieb aus, und die Österreicher waren so sehr in der Übermacht, daß er sich auf Schlesien zurückziehen mußte. Eine entscheidende Wendung trat ein: am 20. Januar 1745 starb Kaiser Karl VII. ruhmlos, und sein Sohn Max Josef beeilte sich, seinen Frieden mit Habsburg zu machen, indem er im Vertrag von Füssen auf alle Ansprüche an Karls VI. Erbe verzichtete.

Gleichzeitig traten zur Demütigung des kranken Friedensstörers nicht nur Rußland, Sachsen und England-Hannover auf die Seite Maria Theresias, sondern auch Preußens alter Bundesgenosse Holland.

Der König sah sich einer ungeheueren Übermacht gegenüber; es galt nicht nur, die schlesischen Eroberungen zu verteidigen, sondern das Dasein des Staates stand auf dem Spiel: denn in einem zu Leipzig geschlossenen Teilungsvertrage hatten die Verbündeten verabredet, Preußen unter sich aufzuteilen. Nur die höchste Kühnheit und Schnelligkeit konnte helfen, ehe die Gegner Zeit hatten, mit vereinter Kraft über ihn herzufallen: am 4. Juni 1745 erfocht Friedrich selbst den glänzenden Sieg bei Hohenfriedberg in Schlesien, am 30. September in Böhmen bei Soor, beide Male über die Österreicher, und am 15. Dezember siegte der wadere, alte Leopold von Dessau über die Sachsen bei Kesselsdorf in der Nähe von Dresden. Diese Waffenerfolge machten ungeheuren Eindruck auf die Gegner Preußens, so daß sie sich in Verhandlungen einließen.

Schon am 25. Dezember wurde in Dresden Frieden geschlossen: Friedrich behielt seine schlesischen Eroberungen und erkannte dagegen den inzwischen zum deutschen Kaiser gewählten Gemahl Maria Theresias an: mit ihm, der als Franz I. (1745—1765) den Thron bestieg, gelangte das Haus Lothringen-Habsburg zur Herrschaft, das bis Ende 1918 die Krone in Österreich-Ungarn trug.

So war Preußen gerettet — der Kampf um die Erbschaft Karls VI. war damit aber noch nicht beendet, da Frankreich noch im Felde stand. Auf dem Kriegsschauplatz in Belgien (diese Bezeichnung war inzwischen für die ehemals spanischen Niederlande aufgekomen) war Frankreich, in Italien Österreich siegreich; zur See tat England, noch im Bunde mit Maria-Theresia, der französischen Flotte bedeutenden Abbruch.

Endlich wurde der sog. österreichische Erbfolgekrieg, der neben den beiden schlesischen Kriegen hergegangen war, durch den Frieden von Aachen (18. Oktober 1748) beendet: die Kaiserin Maria Theresia trat nur Parma und Piacenza an Frankreich ab und bewahrte sonst, abgesehen von den Verlusten in Schlesien, das väterliche Erbe. Ein großer Erfolg der tapferen Frau!

Das wesentliche Ergebnis aber war, daß Preußen zur Großmacht herausgewachsen war. König Friedrich hatte das vom Vater hinterlassene Heer trefflich benutzt und der Welt gezeigt, daß Friedrich Wilhelm I.

ernste Arbeit geleistet, nicht ödes Spiel mit der Ausbildung seiner „Kerls“ getrieben hatte.

Schlesien war gesichert, und da während dieser Kämpfe Ostfriesland (1744) durch Erbvertrag an das Haus Hohenzollern gefallen war, ergab sich eine bedeutende Vergrößerung des Staatsgebiets: der ganze Lauf der Oder war preußisch und gleichzeitig der Zugang zur Nordsee gewonnen.

Jetzt begann für Friedrich die Friedensarbeit: er reiste im Lande umher, um die Bedürfnisse des Volkes kennen zu lernen und die Verwaltung zu überwachen; Fabriken entstanden, Kanäle wurden gebaut, Häfen angelegt und der Handel gehoben. Daneben wurde die Rechtspflege durch einen festen Rechtszug neu geordnet und das Schulwesen verbessert.

Die größte Tat jener Zeit aber ist die Urbarmachung des Oderbruches (in der Gegend von Küstrin), auf dem Tausende von Bauern angesiedelt wurden.

Der siebenjährige Krieg.

Knapp elf Jahre dauerte die Ruhe; sie war eine Ruhe vor dem Sturm. Denn die alten Mächte sahen Preußens Anwachsen mit Mißgunst; Maria Theresia vor allem konnte den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen.

Ihr bedeutender Staatskanzler Fürst Kaunitz brachte ein Bündnis zustande, das Österreich, Sachsen, Rußland, Schweden und Frankreich umfaßte, und dessen ausgesprochene Absichten sich gegen Preußen richteten. Es wurde verabredet, im Jahre 1757 loszuschlagen. Friedrich, durch Verrat von den Mächenschaften der Verbündeten unterrichtet, verlangte von der Kaiserin eine Erklärung über ihre Pläne — als diese nicht erfolgte, beschloß er, dem Angriff zuvorzukommen und marschierte am 29. August 1756 in Sachsen ein. Ohne Widerstand zu finden, besetzte er das ganze Land und rückte nach Böhmen vor; dort schlug er die Österreicher bei Lobositz (1. Oktober 1756); das in Pirna eingeschlossene sächsische Heer wurde zur Übergabe gezwungen.

Kaunitz verstand es, den durch die Gefahr gerechtfertigten Angriff Friedrichs, dessen Absicht nur dahin ging, den Frieden zu erzwingen, als schändlichen Friedensbruch hinzustellen; er brachte den Reichstag dazu, den Reichskrieg gegen Preußen zu erklären; allerdings: die meisten evangelischen Stände hielten sich zurück.

Im Mai 1757 kam die bestimmte Abrede zustande, Preußen zu teilen: Vorpommern sollte an Schweden, Ostpreußen an Rußland, Schlesien an Österreich fallen; zur Abfindung sollte Frankreich Süd-Belgien erhalten.

Damit wäre Preußen wieder zum Kleinstaat etwa nach dem Stande des Jahres 1640 herabgedrückt worden. Dies konnte nicht in Englands Vorteil liegen, weil damit unbedingt eine gewaltige Verstärkung Habsburgs

erreicht worden wäre, bestimmend aber war für die englische Politik hauptsächlich der Wunsch, während des Kriegs in Mitteleuropa Frankreichs amerikanische Besitzungen an sich zu bringen. So kam es, daß England sich mit seinem deutschen Nebenland Hannover auf Friedrichs Seite schlug; auch einige evangelische Reichsstände, vor allem Hessen-Kassel und Braunschweig schlossen sich Preußen an.

Ein ungeheurer Kampf stand bevor: halb Europa zusammen gegen Preußen, das von Osten, Süden und Westen von den Verbündeten umflammt wurde. Die Lage, die diese sog. „Kaunitzische Koalition“ schuf, war geeignet, auch einen Helden in Bestürzung zu versetzen.

Aber Friedrich nahm den Kampf auf: der siebenjährige Krieg entbrannte und verwüstete weite Teile des Vaterlandes von neuem (1756—63).

Es kann, ebensowenig wie beim dreißigjährigen Kriege, unsere Absicht sein, eine genauere Schilderung der Kämpfe und der wechselvollen Kriegslagen zu geben: nur die Höhepunkte und die Endergebnisse können in Betracht kommen.

Eine Reihe glänzender Feldherren auf beiden Seiten: Prinz Heinrich von Preußen, Friedrichs Bruder, und Herzog Ferdinand von Braunschweig, Führer ersten Ranges; Feldmarschall Schwerin, die Reiter-Generale Zietzen und Seydlitz, echte Helden; ebenbürtig an Genie war ihnen auf österreichischer Seite der General Laudon, während Feldmarschall Daun mehr ein tüchtiger und zäher Soldat, als ein großer Feldherr war.

Alle aber überragte, von Freund und Feind anerkannt, der Preußenkönig; glänzend bewies er seine Fähigkeiten und erwarb sich unter den größten Feldherren aller Zeiten einen ersten Platz. Aber mehr als das: das Glück, der Erfolg machten ihn nie übermütig — das Unglück sah ihn nie entmutigt. Er mußte Zeiten erleben, wo vernichtende Niederlagen seinen Staat zu zerstören schienen; er hat nicht gewankt; seine große Seele trug die Schläge gelassen und war unerschöpflich im Ersinnen neuer Hilfsmittel. Das macht den reinsten Ruhm des Königs, der Schlachten und Feldzüge gewann und verlor, und der Eindruck seiner Persönlichkeit auf die Mitlebenden — Freund und Feind — war so gewaltig, daß ihm noch während des Krieges der Ehrennamen des Großen beigelegt wurde. Er hat ihn verdient und echte, höchste Größe bewiesen.

Das Jahr 1757 brachte ihm den Sieg bei Prag und bald darauf die ernste Niederlage von Kollin; im November gewann er die glorreiche Schlacht bei Roßbach mit 22000 Mann gegen den französischen Prinzen von Soubise, dem ein Reichsheer und Franzosen in Stärke von 62000 Mann unterstellt waren. Ein Jauchzen ging durch die ganze deutsche Welt! Der Preußenkönig hatte die Franzosen schimpflich davon gejagt. Eindringlich schildert Goethe in „Wahrheit und Dichtung“ den Eindruck jenes

Sieges und berichtet, daß auch politisch Preußen feindlich Gesinnte von da ab „frißisch“ waren.

Ende November geht die Schlacht bei Breslau und damit auch die Stadt verloren, aber schon am 5. Dezember erstreitet Friedrich mit 34000 Mann den strahlenden Sieg von Leuthen über 85000 Österreicher unter der Führung Karls von Lothringen. Damals war es, wo nach dem furchtbar schweren Waffengang an den preußischen Lagerfeuern das Lied angestimmt wurde „Nun danket alle Gott“, und das ganze Heer ergriffen einfiel.

Im Jahre 1758 trieb Herzog Ferdinand von Braunschweig die Franzosen über den Rhein zurück und besiegte sie bei Krefeld. Friedrich selbst versuchte einen Stoß ins Herz des Feindes, indem er auf Wien marschieren wollte; den Weg dorthin sollte ihm die Eroberung der Festung Olmütz öffnen, die er belagerte. Inzwischen waren die Russen, die schon im Jahre vorher Ostpreußen grausam verwüstet hatten, nach Westen vorgestoßen; ihre Absicht ging auf Berlin. Friedrich eilte herbei und rettete seine Hauptstadt durch den schwer erkauften Sieg von Zorndorf (25. August). Nun sah er durch Marschall Daun das seit Beginn des Krieges in seinen Händen befindliche Dresden bedroht; er rückte ihm entgegen; unvorsichtig lagerte er sich im Vertrauen auf die oft bewiesene Untätigkeit Dauns bei Hochkirch ganz in der Nähe der Österreicher, aber in der Nacht vom 14. Oktober wagten diese einen Überfall; die Preußen wurden völlig überrascht und erlitten eine furchtbare, verlustreiche Niederlage. Aber gerade hier zeigte sich Friedrichs Feldherrngenie im glänzendsten Lichte: ein meisterhafter, in der Kriegsgeschichte berühmter Rückzug schützte ihn vor weiteren Verlusten und brachte Daun um die Früchte seines Sieges.

Schlimm endete das Jahr für den König — aber da die verbündeten Gegner die Lage nicht tatkräftig ausnützten, hatte er doch, außer dem von den Russen besetzten, unglücklichen Ostpreußen, all seine Länder mit dem eroberten Sachsen behauptet.

Im Westen hatte der treffliche Ferdinand von Braunschweig die Feinde im Schach gehalten und auch im Jahre 1759 mit Erfolg gekämpft: dem abgewiesenen Angriff auf Frankfurt a. M. folgte der große Sieg über die Franzosen bei Minden.

Inzwischen hatten sich auf dem östlichen Kriegsschauplatz die Russen und Österreicher vereinigt; die Heere lagen bei Kunnersdorf (nahe bei Frankfurt a. d. O.) im befestigten Lager. Friedrich griff sie am 12. August 1759 an und besiegte zunächst die Russen, aber die Österreicher unter Laudon verwandelten den Sieg in eine zerschmetternde Niederlage: der König mußte Sachsen preisgeben, da er einen russischen Vormarsch auf Berlin erwartete. Die Russen, selbst zu sehr geschwächt, wagten dies nicht; sofort nahm der König die Wiedereroberung von Sachsen in Angriff;

sie wurde durch die Niederlage seines Generals Sinf bei Magen vereitelt, der dort mit 12000 Mann gefangen genommen wurde.

Im Jahre 1760 erneuerte er diese Versuche; er belagerte und beschloß Dresden im Juli; die Niederlage seines Generals Souqué, der bei Lands-
hut mit 8000 Mann in Gefangenschaft fiel, zwang ihn, nach Schlesien zu eilen, da Breslau von den Österreichern belagert wurde und die Russen die Vereinigung mit ihnen anstrebten. Am 15. August schlug er Laudon bei Liegnitz, befreite dadurch Breslau und verhinderte die Verbindung der feindlichen Heere.

Trotz dieses Sieges wurde die Lage für den König immer ernster; seine Heere schmolzen zusammen; seine Kassen waren geleert; er fand keine Ergänzung seiner Kräfte, es sei denn, daß er feindliche Truppen gefangen nahm, die gezwungen ins preußische Heer eingereiht wurden.

So konnte er nicht verhindern, daß österreichisch-russische Heeres-
abteilungen im Oktober Berlin besetzten und die Stadt drei Tage lang brandschaften; in Gewaltmärschen eilte Friedrich herbei, um seine Haupt-
stadt zu erlösen; als die Feinde sich zurückzogen, kehrte er wieder nach Süden um in der Absicht, Sachsen wieder zu gewinnen und stieß am 3. No-
vember bei Torgau auf Marschall Daun: eine schwere Schlacht entspann sich, und nach langem, zähem Ringen wurden die Preußen am späten Abend durch Ziethens Schlußangriff Sieger. So ging dies Jahr zur Neige.

Das folgende (1761) fand Friedrich in schwerster Not: nur noch 50000 Mann hatte er unter seinen Fahnen, ein Heer, das zwar mit Be-
wunderung und Hingabe an seinem großen Kriegsherrn hing, das aber durch die unerhörten Anstrengungen schlimm mitgenommen war. So konnte er große Schläge und Entscheidungen nicht mehr wagen; alles kam darauf an, Zeit zu gewinnen und auszuhalten.

So sehen wir ihn im Jahre 1761 in Schlesien in den befestigten Lagern von Bunzelwitz und Strehlen, wo ihn die Feinde nicht ernsthaft an-
zugreifen wagten; Schweidnitz ging an die Österreicher und Kolberg an die Russen verloren, aber Herzog Ferdinand hielt sich im Westen an der Weser und Prinz Heinrich behauptete Sachsen.

Da traf den König ein schwerer Schlag: jetzt, in der bittersten Not, ließ ihn der englische Bundesgenosse im Stich. Der englische Premier-
minister Lord Bute kündigte den Bündnisvertrag, so daß von Mitte De-
zember an die Zahlung der englischen Hilfgelder eingestellt wurde. Hatte die Unterstützung durch englische Heere niemals eine entscheidende Rolle in diesem Kriege gespielt, so waren die englischen Geldzahlungen um so wichtiger für den König, dessen Land ausgepreßt, dessen Mittel erschöpft waren.

Mit Ingrimm und Entrüstung mußte Friedrich in solcher Lage den englischen Verrat hinnehmen; er hat ihn nie vergessen, und das Wort

vom „perfiden Albion“ bezeichnet das Urteil, das die Welt über jenen Treubruch fällte. Aber der große König hielt aus; wie verzweifelt seine Lage war, er dachte nicht daran, sich besiegt zu geben. Im Dezember 1761 schien sie hoffnungslos, da brachte das Jahr 1762 eine günstige Wendung: am 5. Januar starb die Zarin Elisabeth von Rußland, die Friedrich mit besonderem Hasse verfolgt hatte. Ihr Nefse und Thronerbe Peter III. dagegen war ein begeisterter Bewunderer des Preußentkönigs; er schloß nicht nur schnell Frieden mit ihm, sondern ging bald darauf ein förmliches Bündnis mit ihm ein. Noch im Juni stieß ein russisches Hilfsheer von 22000 Mann zu den Preußen, die noch immer in Schlesien standen und Schweidnitz zurückzugewinnen suchten.

Friedrich hatte Lust, zumal inzwischen auch Schweden, durch russische Einwirkung bestimmt, Frieden geschlossen hatte.

Aber eine neue Verwicklung drohte: Zar Peter wurde am 9. Juli vom Thron gestoßen, und seine Nachfolgerin Katharina II., seine eigene Gemahlin, löste sofort das preußische Bündnis und befahl dem Hilfsheer den Abzug. Gleichwohl verzögerte dessen Anführer den Abmarsch; so gewann Friedrich Gelegenheit, die Österreicher, die von der neuesten Wendung der Dinge noch nicht unterrichtet waren, unter Dauns Führung am 21. Juli bei Burkersdorf zu schlagen. Daun mußte Schlesien räumen, und Schweidnitz wurde wieder gewonnen.

Höher steigt Friedrichs Stern: Herzog Ferdinand besiegt die Franzosen im Sommer bei Kassel, Prinz Heinrich schlägt das Reichsheer im Herbst bei Freiberg und General Kleist beunruhigt auf kühnen Zügen das feindliche Süddeutschland — mehr noch: Frankreich ist müde gemacht und zieht seine Truppen aus Deutschland zurück.

So standen sich in der Hauptsache nur noch die ursprünglichen Gegner Preußen und Österreich gegenüber. Maria Theresia erkannte, daß sie den Hohenzoller nicht niederzwingen könne, und ließ sich zu Verhandlungen herbei. Seit Ende des Jahres 1762 herrschte Waffenruhe; am 15. Februar 1763 kam im Schlosse Hubertusburg bei Grimma der Friede zustande: Friedrich behielt Schlesien, den Gegenstand des Kampfes, gab Sachsen heraus und versprach, dem Sohne Maria Theresias, dem Erzherzog Josef, bei der Kaiserwahl seine Stimme zu geben.

Er hatte gesiegt — aber um welchen Preis!

Weite Teile Preußens, besonders Ostpreußen, Brandenburg und Schlesien waren verwüstet, ebenso Böhmen und Sachsen, Westfalen und die hessischen Lande; furchtbar hatten die Russen und die slawischen Truppen Österreichs gehaust. Alles wirtschaftliche Leben war zum Stillstand gekommen, auch in den vom Kriege mehr verschonten Gebieten; wo aber der Kampf selbst gewüthet hatte, da sah es fast aus wie nach dem dreißigjährigen Kriege.

Nach kaum hundert Jahren wieder solch eine Prüfung! Aber so furchtbar hoch der Preis, auch diesmal, wie im dreißigjährigen Kriege, hat er sich gelohnt!

Denn die Zukunft des deutschen Volkes war bei Friedrich. Er verfocht die deutsche Sache dem infolge seiner slawischen und ungarischen Kronlande nur noch halbdeutschen österreichischen Staate gegenüber; er verfocht sie gegenüber den mit Habsburg verbündeten Franzosen, Russen und Schweden. So bedeutete der Sieg des großen Königs in Wahrheit den Sieg der deutschen Sache: die Großmacht Preußen war gerettet; sie mochte fortfahren in ihrem natürlichen Berufe, den Mittelpunkt für eine neue Gestaltung der deutschen Dinge zu bilden.

Klar war auch, daß die Gegenüberstellung Preußens und Österreichs durch diesen Krieg nur verschärft werden mußte, daß also die Auseinandersetzung noch nicht endgültig war. Aber die Hauptsache blieb: Preußen hatte sich durchgesetzt; nun mochte sich zeigen, ob es der Führung der deutschen Sache würdig und fähig war.

Für das deutsche Volk jener Zeit aber hatte der furchtbar schwere Kampf einen Helden geschaffen, der zur Verehrung zwang, der die ganze Welt im Banne seiner Größe hielt, der dem Ausland gegenüber der Verfechter deutschen Wertes war und auf den jeder Deutsche stolz sein mußte. So hatte das deutsche Nationalgefühl einen lebendigen Mittelpunkt gewonnen; „frißlich“, sagt Goethe, waren alle volksbewußten Kreise, d. h. sie kümmerten sich nicht um den politischen Hintergrund des Streites, sie verehrten den großen König, der so Ungeheueres vollbracht, als Menschen und Helden.

Das preußische Volk aber war durch die Not jener Tage zur festen Einheit zusammengeschweißt; seitdem bestand bis zum Umsturz im November 1918 ein Verhältnis zwischen Fürst und Volk, wie es sich in keinem anderen Lande der Welt findet.

Während so König Friedrich erfolgreich verteidigt hatte, was er schon besaß, zog der ungetreue Bundesgenosse England größeren Nutzen; es hatte zu Land in Nord-Amerika und zur See auf allen Meeren mit glänzendem Erfolge den Krieg gegen Frankreich und Spanien geführt; im Frieden von Paris (1763) gewann es von Frankreich ganz Kanada und die afrikanischen Besitzungen am Senegal, von Spanien in Amerika die Halbinsel Florida. Eine reiche Beute! Daneben war die Seegewalt Englands durch die französisch-spanischen Niederlagen erheblich gestärkt.

Der alte Fritz.

Freilich der König, der mit unerschütterlicher Seele auch das Schlimmste überstanden hatte, kehrte als ein anderer aus dem Kriege zurück: er war hinaufgewachsen zu übermenschlicher Größe und sah sich einsam; er hatte

Salschheit, Treulosigkeit und Feigheit bei seinen Bundesgenossen kennen gelernt, und so glänzend die Treue und Tapferkeit seiner Preußen sich auch bewährt hatte, eine grimmige Menschenverachtung bemächtigte sich seiner Seele; schwer lastete auch die Armut und Not auf ihm, die er überall erblickte.

Aber auch diese Verstimmungen des Innern drückten ihn nicht nieder; als Held der Pflicht ging er an die Arbeit, um die Wunden des Krieges zu heilen. Der Staat sorgte für Nahrungsmittel und erleichterte die am meisten geschädigten Landesteile durch Steuernachlässe; Banken wurden gegründet, um Gewerbe und Handel zu beleben. Landschaftsbanken, um der Landwirtschaft aufzuhelfen. Kanäle verbesserten den Verkehr; die großartige Urbarmachung des Warthe- und Negebruchs schaffte Platz für neue bauerliche Siedlungen. Das Gesetzeswerk des Allgemeinen Preussischen Landrechts wurde in Angriff genommen; es sollte dem ganzen Staate ein einheitliches Recht bringen, dessen einheitliche Anwendung zu sichern Aufgabe des Kammergerichts war; die allgemeine Schulpflicht wurde durchgeführt. Schwer fiel es dem Land, die Lasten des Heeres zu tragen, aber Friedrich wußte, daß der Bestand des Staates von der Stärke der Wehrmacht abhing; deshalb steigerte er sie bis zur Höhe von 150000 Mann im Frieden.

Die Mittel zu alledem mußte ein scharfes Steuer- und Zollwesen schaffen, das allerdings dem sich langsam erholenden Lande lästig war und gegen Ende der Regierung des großen Königs Verstimmung hervorrief.

Vor allem war die neue Einrichtung der sog. „Regie“, die nach dem nicht eben verlockenden französischen Vorbilde eingeführt wurde, ganz unvollständig; der Handel in Tabak, Kaffee und ähnlichen Einfuhr-Waren wurde dem Staate vorbehalten, der ihn entweder durch königliche Angestellte betreiben ließ oder gegen Zahlung von Abgaben an bürgerliche Kaufleute als Vorrecht verlieh. Durch diese mittelbare, sog. „indirekte“ Besteuerung verschaffte der König dem Staate stattliche Einnahmen, die den Einzelnen nicht sehr drückten. Was dies Verfahren so unbeliebt machte, war der Umstand, daß sowohl die oberen, wie die unteren Beamten der Regie aus Frankreich herbeigerufen waren und daß sie nun die in ihrer Heimat üblichen steuerlichen Kunstgriffe handhabten; sie hatten die Befugnis, zur Verhinderung verbotenen Handels Durchsuchungen vorzunehmen, und machten davon reichlich Gebrauch. Andererseits kam ein verwegener Schmuggel- und Schleichhandel auf und es wurde versucht, den Staat auf diese Art um die beanspruchten Vorteile zu bringen. Jedenfalls waren die Nebenwirkungen der „Regie“ im höchsten Grade unerfreulich.

Rastlos arbeitete der König, von dem alles abhing, um die Verwaltung im Gang zu halten und zu überwachen; dem Heere galt seine besondere Sorge. Unerbittlich streng war dieser erste Diener des Staates, wo er

Pflichtverletzung fand. Wie sein Vater bereiste er die Lande und sah nach dem Rechten; durch persönliches Eingreifen suchte er das Gedeihen aller Berufe zu fördern.

Noch einmal zog er das Schwert gegen Habsburg im Jahre 1778 gelegentlich des bayrisch-österreichischen Erbfolgestreits, von dem später zu sprechen sein wird. Im Reiche ging seine Politik dahin, die Reichsfürsten gegen Habsburg zu sammeln; dies gelang im deutschen Fürstenbund (1785). Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik beteiligte er sich an der Teilung Polens, von der unten im Zusammenhang erzählt werden soll.

Sonst galt seine Arbeit dem inneren Ausbau des Staates, der nun einen Umfang von 3600 Geviertmeilen mit über sechs Millionen Einwohnern hatte. Dreiundzwanzig Friedensjahre waren ihm noch beschieden, und er erreichte es, daß nicht nur alle Wunden des Krieges geheilt wurden, sondern daß in den Städten ein gewisser Reichtum und auf dem Lande Wohlhabenheit entstand. Nachdem Friedrich bei der polnischen Teilung Westpreußen erhalten hatte, womit die Verbindung nach Ostpreußen geschaffen war, leitete er sofort eine großartige, zielbewußte Besiedelung des Landes mit deutschen Bauern ein, die heute als vorbildlich anerkannt wird. Das unter polnischer Herrschaft herabgekommene Land wurde wirtschaftlich erst wieder erschlossen, und die Wohltaten der weisen Fürsorge des Königs kamen in gleicher Weise der deutschen Bevölkerung zu gute, die doch noch trotz der jahrhundertelangen Fremdherrschaft in Massen vorhanden war, wie den Polen, die er entrüstet über ihre Trägheit und Verkommenheit verächtlich „polnisches Zeug“ nannte.

Schon bei Lebzeiten war er, etwa wie in unseren Tagen Bismarck nach seiner Entlassung, trotz seiner ungeheuren Volkstümlichkeit, gewissermaßen zu einer geheiligten Sagengestalt geworden. Wo „der alte Fritz“ sich zeigte, lief die Jugend ihm nach und jubelte ihm zu — die Älteren aber blickten mit ehrfürchtiger Scheu zu ihm auf; sie wußten, daß wahre und echte geschichtliche Größe vor ihnen dahinschritt oder ritt, und ehrten und liebten diesen Mann im abgeschabten Rocke auf seinem alten Schimmel, wenn er auch ihr sehr strenger Vater war. Einsam und allein starb er am 17. August 1786 in seinem Schlosse Sanssouci über Potsdam.

Wie der große Kurfürst, wie Friedrich Wilhelm I., so war auch der alte Fritz dem Staate alles gewesen, so recht sein Träger; alles hing davon ab, ob seine Nachfolger die Fähigkeit und den Willen besaßen, in derselben Weise der Königspflicht zu genügen: versagte ihnen Erkenntnis, Wille und Kraft, so mußte das „absolute Regiment“ zusammenbrechen — vielleicht der Staat mit ihm.

Friedrich Wilhelm II.

Friedrichs des Großen Ehe war kinderlos; so folgte ihm sein Nefse Friedrich Wilhelm, der Zweite seines Namens (1786—1797): ein Mann von gewisser ritterlicher Tapferkeit, mit Einbildungskraft, durchdrungen von der Bedeutung seiner Stellung — aber ohne Pflichtgefühl, ohne Stetigkeit und Fleiß, ohne Kenntniss der Staatsverwaltung und ohne Liebe zu ihr, ohne Überblick und Einsicht für die politische Lage in Gesamteuropa, dabei eitel und sinnlich, frömmelnd und um Volksgunst buhlend, alles in allem kein würdiger Erbe des Größten seines Hauses. Tüchtige Ratgeber vertrug er nicht und kam bald in die Hände unwürdiger Minister, wie Bischofswerder und Wöllner.

Um der Volksgunst willen hob er die „Regie“ auf und schmälerte damit die Staatseinnahmen erheblich; da gleichzeitig die Hofhaltung wieder in verschwenderischen Prunk ausartete, ist es klar, daß die mühsam hergestellte Ordnung der Staatswirtschaft verfiel, darunter mußte auch das Heer leiden, um das der König sich nicht kümmerte. Ein kurzer Feldzug in den Niederlanden, im Jahre 1787 unternommen, um des Königs Schwester Wilhelmine, die mit Wilhelm V. von Oranien vermählt war, Genugthuung für rohe Beleidigungen des Pöbels zu verschaffen, fand keinen ernstesten Widerstand: er wurde von Schmeichlern als Heldentat gepriesen, blieb aber ohne dauernde Ergebnisse.

Wo immer auch die Gelegenheit für Preußen sich bot, einzugreifen — der König ließ sie, abgesehen von der verhängnisvollen polnischen Teilung, unbenutzt und vertrieb seine Zeit im Verkehr mit leichtfertigen Weibern und unwürdigen Höflingen.

Dazu kam, daß der Prunk und die Liederlichkeit des Hofes ansteckend wirkten; der unter des alten Friesen Herrschaft angesammelte Reichtum bot die Mittel zu üppigem, bald lasterhaftem Leben. Preußen entartete, und der große König war noch kein ganzes Jahr tot, als Graf Mirabeau die grausame Bemerkung niederschrieb, „daß diese Frucht faul sei vor der Reife“. Der starblickende Franzose fand weiter, daß alles ebenso schnell zur Kleinheit herabgesunken sei, wie es sich unter Friedrich zur Größe erhoben hatte — freilich, so scharf wie dies politische Genie sah nur wenige, und die Bedeutung des innerlich morschen Preußen wurde höher bewertet, als sie es noch war.

Inzwischen hatten sich im Westen, in Frankreich, die Wolken des staatlichen Umsturzes, „der Revolution“ zusammengezogen; der nahende Gewittersturm drohte über den Rhein herüberzuziehen. Und in solcher Zeit war die junge preußische Großmacht, auf die für Deutschland alles ankam, geleitet von einem König ohne Einsicht, Pflichtgefühl und Können.

Der Weg zu einer sicheren Zukunft sollte dem deutschen Volke nicht leicht gemacht werden.

Maria Theresia.

Wir müssen nun einhalten, um einen Blick auf die Entwicklung der Dinge in Österreich seit dem Jahre 1740 zu werfen.

Saß gleichzeitig mit Friedrich dem Großen hatte Maria Theresia den Thron der Habsburger bestiegen, die letzte ihres Geschlechtes und durch die Ehe mit Franz Stephan von Lothringen, dem deutschen Kaiser Franz I., die Begründerin des neuen Hauses Lothringen-Habsburg.

Wir haben gehört, wie schwer es der jungen Fürstin wurde, ihr Erbe zu wahren, und wie sie in den drei schlesischen Kriegen die Waffen mit König Friedrich maß, ohne ihn bezwingen zu können. Die geschichtliche Gerechtigkeit gebietet, der bedeutenden Frau die Ehre zuzuerkennen, daß sie eine würdige, daß sie die würdigste Gegnerin Friedrichs des Großen war.

Kein Genie — aber eine große Herrscherin; ohne Zweifel, von Karl V. abgesehen die bedeutendste Persönlichkeit im Geschlechte der Habsburger, aber anders als er, eine Spenderin von Wohltaten für ihre Völker. So tapfer, wie sie für ihr Recht kämpfte, so unerschütterlich ihr Vertrauen zu ihrem Rechte war, so lebendig lebte auch in ihr das Gefühl fürstlicher Pflicht; wie ihr Feind in Preußen, so betrachtete auch sie sich als ersten Diener ihres Staates.

Von Herzen fromm und dem katholischen Glauben treu ergeben, von angeborener Güte und Wärme, ein liebendes und glückliches Weib in ihrer Ehe, wurde sie durch ihren klaren Verstand, ihre Einsicht, ihren Fleiß, ihr sicheres Gefühl für das politisch Mögliche und Nützliche zur besten und erfolgreichsten Beherrscherin des österreichisch-ungarischen Staatswesens, deren Wirksamkeit noch heute unvergessen ist. Ihre Menschenkenntnis fand bedeutende Mitarbeiter, und sie ordnete diesen Vertrauten ihre eigne Ansicht unter, wo sie nicht selbst über genügende Erfahrung verfügte; Männer wie Fürst Kaunitz und Graf Haugwitz zählten mit Recht zu den ersten Staatsmännern ihrer Zeit.

Wir wissen, wie sie den Staat von ihrem Vater übernommen hatte: ein Nebeneinander von Kronländern verschiedenartigster Völker, ohne anderes Gemeinsamkeitsgefühl als das durch das gemeinsame Oberhaupt gegebene; kein einheitlicher Staat, stecken geblieben in mittelalterlichen Formen, ohne eine einheitliche Verwaltung im heutigen Sinne.

Schöpferisch ging die junge Kaiserin vor, und man kann ruhig aussprechen, daß sie sich dabei als die verständnisvollste Schülerin des Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelms I., ja auch ihres Feindes Friedrichs II. zeigte. Ob auch die Stürme dreier Kriege die Arbeit unterbrachen, sie wurde fortgesetzt und beendet. Nach dem Frieden von Hubertusburg

richtete sie gleich dem großen Friedrich alles darauf, die Wunden des Krieges zu heilen; wie sie immer wieder sagte, „wendete sie ihre Gedenkensart allein auf das Innerliche derer Länder“. Aber mehr als das: sie brachte es fertig, soweit das bei der Verschiedenartigkeit der von ihr beherrschten Völker möglich war, aus den Kronländern diesseits der Leitha einen einheitlich geleiteten Staat zu machen, während Ungarn sich selbst verwalten durfte; daneben fand die höhere Einheit des Gesamtstaats ihren Ausdruck in dem kaiserlichen Heere und der kaiserlichen Staatskanzlei in Wien. Hatte bisher das Königreich Böhmen seine eigene oberste Verwaltung für sich getrennt gehabt, so wurde nun die sog. „Böhmische Hofkanzlei“ mit der österreichischen verbunden: damit wurde die oberste Leitung nach Wien verlegt, nachdem die Selbständigkeit der Wenzelskrone schon durch Ferdinands II. „vernewerte Landesordnung“ beseitigt war (1626).

Für die Staatswirtschaft bildete die „Hofkammer“ mit dem Geschäftsbereich eines heutigen Finanzministeriums den Mittelpunkt; der schon genannten Staatskanzlei unterstanden die Geschäfte der auswärtigen Politik. Unter dem Vorsitz der Kaiserin hatte der Staatsrat die oberste Aufsicht und Entscheidung in allen Staatsgeschäften.

Die Trennung von Verwaltung und Rechtspflege wurde durchgeführt, indem den bisherigen Landesverwaltungen, den sog. „Regierungen oder Regimenten“ in den einzelnen Kronländern die Rechtspflege zugewiesen und die eigentliche Verwaltung den neuen Kreisämtern übertragen wurde; diese wurden mit kaiserlichen Beamten besetzt. Neben dem richterlichen wurde auf diese Art auch hier — wie in Preußen — ein festgegliederter, der Krone ergebener, ehrenwerter Stand von Verwaltungsbeamten herangebildet.

Neben den landesfürstlichen Behörden spielten die Landesausschüsse, denen die ständische Verwaltung oblag, eine ganz unbedeutende Rolle; selbst in der Steuerverwaltung wurde ihre Mitwirkung fast reine Formsache.

Der von Maria Theresia begründete Beamtenstand hat bis zum Sturze der Monarchie Ende 1918 mit dem kaiserlichen Heere den festesten Kitt in dem sonst auseinanderstrebenden Kaiserstaate abgegeben: ein Beweis, wie richtig und klug die Kaiserin rechnete.

Die Staatseinnahmen beruhten in der Hauptsache auf der Grundsteuer, der auch der große adlige Grundbesitz unterworfen war, sowie auf Zöllen. Seit 1775 war der Staat westlich der Leitha ein einheitliches Wirtschaftsgebiet ohne Binnenmauten, während die Zollgrenze gegen Ungarn bestehen blieb.

Die Rechtspflege wurde durch einheitliche Gesetze geregelt; die Kleinen fanden Schutz gegen die Großen; das Schulwesen wurde geordnet und gefördert durch die Einrichtung der Volksschule (1774). Der Verkehr

wurde durch treffliche Posten und Straßen gehoben, Handel und Gewerbe flug unterstützt. Nach dem Süden Ungarns, in das Banat, und nach Galizien wurden Scharen deutscher Ansiedler geführt, die unter dem besonderen Schutze der Kaiserin standen, und die in bäuerlichen Kleinsiedlungen jene Lande der Kultur erobern sollten; die blühenden Bauerndörfer des Banats loben noch heute den Weitblick der Kaiserin, und wenn sie auch umtobt sind von neidischen Anstürmen der Madjaren und Südslawen, — sie werden, von wackeren Männern verteidigt, sich deutsch erhalten.

Als wichtigstes Bindemittel der staatlichen Einheit erschien der klugen Frau die deutsche Sprache: deutsch amtierten die Gerichte und Kreisbehörden, deutsch war die Sprache des Heeres; die Erlernung der deutschen Sprache war das wichtigste Lehrziel der Volksschule; bei der erfolgreichen Verbreitung der deutschen Sprache wurde aber vorsichtig jeder Zwang vermieden.

So gut katholisch die Herrscherin war, die Rechte des Staates wahrte sie der Kirche gegenüber entschieden und duldete keinen Übergriff; freilich das brachte sie nicht übers Herz, den Evangelischen gleiche Rechte zuzugestehen.

Seinen lebendigen Mittelpunkt fand der meisterlich gegründete Einheitsstaat in dem Leben und Treiben des kaiserlichen Wien, das jetzt erst recht die Hauptstadt des Landes wurde: der Sitz der obersten Behörden, der Sitz eines in naiver Lebensfreude und Genußsucht dahin lebenden glänzenden Hofes, der das Ziel des hohen und niederen Adels wurde.

Großes hat diese Frau auf Habsburgs Thron vollbracht; soweit Österreich ein neuzeitlicher Staat wirklich geworden ist, hat Maria Theresia das Verdienst daran.

Im Jahre 1780 starb sie, getragen von der Liebe und Verehrung ihrer Völker; ihr Gemahl Kaiser Franz war ihr schon im Jahre 1765 im Tode vorangegangen.

Josef II. und Leopold II.

Ihr Erbe wurde Josef II., seit des Vaters Tod deutscher Kaiser, in Österreich von da ab Mitregent; ein edler Mensch von bestem und reinstem Willen, aber unglücklich fast in allen seinen Unternehmungen — eine tief tragische Persönlichkeit.

Er war ein Schüler der „Aufklärung“, in seinen religiösen Gefühlen duldsam, in staatlichen Dingen ohne Acht auf das geschichtlich Gewordene, nur losstürmend auf das nach seiner Überzeugung Notwendige, Nützliche. Hatte seine Mutter sich beschränkt, die einheitliche Verwaltung durch die geschilderten Maßnahmen zu schaffen, so wollte er den einheitlichen deutschen Staat erzwingen, der keine Kronländer, keine verschiedenen

Völker mehr kannte. Das ganze Staatsgebiet sollte, ohne Rücksicht auf die bisherigen Kronländer und auf das Volkstum der Bewohner in dreizehn Provinzen verteilt werden; dabei sollte Ungarn, dem doch die Selbstverwaltung zugestanden war, in gleicher Weise behandelt werden wie die Lande westlich der Leitha, und die habsburgischen Besitzungen in Belgien und Italien ebenso wie sie.

Gleichzeitig ging er gegen die altbegründete Macht der katholischen Kirche vor; nicht nur, daß er durch das „Toleranzedikt“ vom Jahre 1781 den Evangelischen das Recht der „privaten“ Religionsübung bewilligte, er ging daran, die Kirche dem Staate zu unterwerfen. Die Bischöfe sollten in gewissem Sinne Staatsbeamte sein; aus eigenem Rechte gründete er neue Bistümer und zerlegte alte; aus eigenem Rechte ging er gegen die Orden vor, indem er sie den Bischöfen unterstellte und an 700 Klöster aufhob. Im selben Jahre 1781 wurde die Leibeigenschaft der bäuerlichen Bevölkerung beseitigt.

Wer heute prüft und seinem Urteil die spätere Entwicklung in Österreich-Ungarn zugrunde legt, wird zugeben, daß die Absichten Josefs vom staatlichen, wie vom Standpunkte des Hauses Habsburg aus berechtigt waren: denn ein dauerndes Ganzes konnte nur ein Staat mit einer Sprache, einer Verwaltung sein.

Aber der Kaiser unternahm zu viel auf einmal, er ging zu hastig und gewalttätig vor — und vor allem, er machte sich zu gleicher Zeit zwei gefährliche Feinde: die nichtdeutschen Völker und die Kirche.

Überall in seinem Reiche wühlte die Geistlichkeit gegen ihn; in Belgien schürte sie solange, bis offener Aufruhr ausbrach; in Ungarn bereitete der stolze madjarische Adel den Abfall vor; seine eigene Familie ließ ihn im Stich. Seine Deutschen aber verstanden den guten, edlen Kaiser nicht, fast durchweg, besonders die Bauern, unter dem Einfluß der Kirche stehend.

So war er allein, seiner Zeit weit vorausgeeilt.

Auch in seiner auswärtigen Politik hatte er kein Glück. Er war ein persönlicher Verehrer Friedrichs des Großen, aber ein Feind der preussischen Großmacht; dagegen warf Friedrich sich ihm gegenüber als Führer der Reichsfürsten auf.

Als im Jahre 1777 die bayrische Kurlinie mit Max Josef ausgestorben war, kam als Erbe nur Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz in Betracht. Mit ihm verabredete Josef einen großen Ländertausch: Karl Theodor sollte Bayern an das Haus Habsburg abtreten und dafür Belgien erhalten, das seit dem Frieden von Rastatt österreichisch war. Es ist klar, daß die Erwerbung Bayerns die beherrschende Übermacht des Kaiserhauses in Süddeutschland begründet hätte — abgesehen davon, daß der österreichische Staat durch diese Abrundung bedeutend gekräftigt worden wäre. Hiergegen lehnten alle Reichsfürsten sich auf, und Friedrich der Große stellte

sich an ihre Spitze. Er erklärte den Krieg und rückte gleichzeitig in Böhmen ein (1778—79). Ohne daß eine Schlacht stattgefunden hätte, kam es zum Frieden von Teschen, in dem Josef aus dem bayrischen Besitze nur das Innviertel behielt; dagegen willigte er ein, daß beim Aussterben des markgräflichen Hauses Hohenzollern dessen Lande: Ansbach, Culmbach und Bayreuth an Preußen fallen sollten.

Josef hatte also seine Pläne, die sich auf die Preisgabe der nordwestlichen Besitzungen Habsburgs und die Abrundung in Süddeutschland bezogen, aufgeben müssen; auch nach Südosten, gegen die Türkei, hatte er keinen größeren Erfolg: seine Absicht ging dahin, Bosnien und Serbien zu gewinnen. Er schloß ein Bündnis mit Katharina II. von Rußland, das zum Kriege gegen die Türkei führte (1787—91); zwar gelang es dem Feldmarschall Laudon, Belgrad zu erobern, aber sonst wurden keine Fortschritte gemacht, obwohl der Kaiser selbst beim Heere weilte.

Niedergedrückt und schwer erkrankt kehrte er nach Wien zurück und starb am 20. Februar 1790, vereinsamt, verlassen, enttäuscht und mit sich selbst zerfallen. Ein edler, aber unglücklicher Fürst, heute von allen volksbewußten Deutschen in Österreich als Vorkämpfer deutschen Wesens verehrt.

Unter Josefs Nachfolgern wurde vieles preisgegeben, was er geschaffen und gewollt hatte: als dauernde Frucht seiner Regierung blieben erhalten die Beseitigung der Leibeigenschaft und die Besserstellung der Evangelischen.

Auf Josef folgte Leopold II. (1790—92), ein kluger, besonnener Mann, ohne die Schroffheit des älteren Bruders, bewährt als Ordner des Großherzogtums Toskana; ihm lag es ob, die Unruhen zu dämpfen, die im Innern durch Josefs Vorgehen angefacht waren; auch mußte der Türkenkrieg zu Ende gebracht werden. Die Beruhigung der Völker gelang durch Nachgiebigkeit; der Abschluß des aussichtslosen Kampfes im Südosten erfolgte im Jahre 1791 durch einen Sonderfrieden, der Österreich nur Alt-Orsowa ließ.

Vor der Zeit starb auch dieser Sohn Maria Theresias; er hinterließ das Reich seinem Sohne Franz II., dem letzten römischen Kaiser deutscher Nation.

* * *

Wir stehen an der Schwelle des 19. Jahrhunderts; bevor wir sie überschreiten, müssen wir im Zusammenhang die drei Teilungen Polens betrachten und dann einen kurzen Überblick über die geistige und allgemeine Entwicklung des deutschen Volkes vom westfälischen Frieden bis zum Ende des 18. Jahrhunderts geben.

Die drei Theilungen Polens.

Der politische Zustand Polens war unhaltbar geworden. Dieses Königreich war in Wahrheit ein Freistaat mit einem auf Lebenszeit gewählten Oberhaupte, das den Namen König führte, in seinen Befugnissen aber eng begrenzt war. Die wirklichen Herren waren die Adligen, die Schlachzizen, die mit schwerer Hand auf die unglücklichen leibeigenen Bauern drückten. Einen polnischen Bürgerstand gab es eigentlich nicht; die städtische Bevölkerung, soweit sie sich in Handel, Handwerk, Gewerben und höheren Berufen betätigte, bestand aus Deutschen und Juden.

Neben dem Adel stand die katholische Kirche mit reichen Bistümern und zahllosen Klöstern; sie sorgte dafür, daß alle Ketzerei unterdrückt blieb, und schaltete über ihre Bauern nicht besser als der Adel.

Eine Leitung dieses Gemeinwesens mit seinen allein im Besitze staatsbürgerlicher Rechte befindlichen, selbstherrlichen, unbotmäßigen Schlachzizen, die nur den eignen Vorteil verfolgten, war unmöglich. Die oberste gemeinsame Behörde war der Reichstag, dessen Beschlüsse aber nur gültig waren, wenn sie einstimmig gefaßt wurden. Es genügte also die Stimme eines einzigen, um den Reichstag zu sprengen.

Es ist klar, daß ein solcher Staat nicht lebensfähig war, sobald seine Nachbarn zu einer gewissen Macht gekommen waren; es ist auch klar, daß er an der Zuchtlosigkeit seiner führenden Volksschicht zugrunde gehen mußte. Polens Schicksalsstunde schlug mit dem Eintritte Rußlands in die europäische Politik und mit der Erhebung Preußens zur Großmacht.

Das Heranwachsen dieser Nachbarstaaten hätte dem polnischen Adel die Augen öffnen, ihn zur Selbstzucht zwingen müssen — aber das geschah nicht. Die inneren Unruhen dauerten fort, die Könige aus dem sächsischen Hause Wettin vermochten auch nicht Ordnung zu stiften, und wir wissen, daß nach dem Tode König Augusts II. Rußland und Österreich sich bereits eingemischt und dem Lande Friedrich August III. als König aufgezwungen hatten, obwohl der Reichstag fast einstimmig Stanislaus Leszczyński gewählt hatte (1733). Nach Friedrich Augusts Tod (1764) kam es von neuem zu äußerer Einmischung: Katharina II. von Rußland und Friedrich der Große setzten es durch, daß Graf Stanislaus Poniatowski, ein Günstling der Zarin, zum König erwählt wurde. Der Adel empörte sich dagegen und verbündete sich mit der Türkei; ein Bürgerkrieg brach aus, und Rußland unterstützte Stanislaus mit einem Heere. Sowohl im Kampfe gegen die Türken, wie gegen den aufständischen polnischen Adel waren die Russen glücklich und schickten sich an, die Früchte ihres Vorgehens zu ernten.

Da griffen Preußen und Österreich ein; sie konnten eine sie bedrohende einseitige Gebietsvergrößerung Rußlands nicht zulassen. In den nun

folgenden Verhandlungen zwischen den drei Großmächten kam es durch Vertrag vom Jahre 1772 zur ersten Teilung Polens.

Um ein Urteil über diese und die folgenden Vorgänge zu haben, muß man wissen, daß dies Reich damals über 13000 Geviertmeilen umfaßte und über zwölf Millionen Einwohner zählte, also um die Hälfte fast größer war als das Deutsche Reich von 1871, mit der doppelten Einwohnerzahl wie damals Preußen.

Polens Gebiet erstreckte sich östlich weit hinaus über die Düna und den Dniepr, westlich bis fast an die Oder, südlich bis an die Nordgrenze Ungarns und den Dnjestr (etwa die heutige Nordgrenze Rumäniens).

Alles in allem für jene Zeit ein gewaltiges Gebiet mit großer Einwohnerzahl: an sich also wohl in der Lage bei geordneten Zuständen sich zu erhalten und nur machtlos durch die Zuchtlosigkeit seiner führenden Adelschicht.

Jene erste Teilung lieferte alles Land östlich der Düna und des Dniepr an Rußland, Westpreußen ohne Danzig und Thorn an Preußen, Südgalizien an Österreich. Der Rest blieb unter der Herrschaft Poniatowskis bestehen, war aber russischem Einflusse unterworfen.

Als die französische Revolution ausbrach, regten sich auch die edleren Geister in Polen; Rußland und Österreich befanden sich seit 1787 im Krieg mit der Türkei. Diese Umstände, die geistige Bewegung im eignen Volke und die Gebundenheit der gegnerischen Staaten, nutzte der bessere Teil des Adels im Jahre 1791 zu dem Versuche einer inneren Erneuerung aus; statt des Wahlkönigtums wurde das erbliche Königtum eingeführt und eine brauchbare Verfassung geschaffen, die auch das Los der Bauern erleichterte.

Aber wieder war es, und zwar auf Rußlands Betreiben, der andere Teil des Adels, der das Werk verhinderte. Es kam von neuem zum Bürgerkrieg; Rußland und Preußen mischten sich ein und vollzogen im Jahre 1793 die zweite Teilung Polens; der Reichstag von Grodno erteilte gezwungen die Genehmigung. Rußland erhielt große Teile Litauens, Wolhyniens und ganz Podolien, Preußen die Städte Danzig und Thorn, das Land Posen und Kalisch (Südpreußen).

Österreich, das sich freilich bei den inneren Vorgängen in Polen und nachher bei den Verhandlungen ferngehalten hatte, ging leer aus; dadurch geriet es in scharfen Gegensatz zu Preußen, der von folgenswerter Bedeutung wurde. Dieser Bruch zwischen den beiden deutschen Mächten entsprach den Absichten der Zarin Katharina, die, um ihre eigene Machtentfaltung zu erleichtern, beide entzweien wollte.

Die zweite Teilung brachte alle besseren Teile des Volkes zur verzweifelten Empörung. Unter der Führung des edlen Thaddäus Kosciuszko, „des letzten Polen“, brach der Aufstand los, der nach anfänglichen

Erfolgen schon im Jahre 1795 niedergeworfen wurde. Die drei östlichen Großmächte griffen wiederum ein und führten die dritte Teilung Polens durch: im Teilungs-Vertrag wurde bestimmt, daß Preußen das Gebiet von Masowien mit Warschau und Neu-Ostpreußen, d. i. das Land zwischen Weichsel, Bug und Niemen, sowie einen Teil vom Krafauer Lande (Neu-Schlesien) erhalten sollte; Österreich bekam den Rest von Krafau ohne diese Stadt selbst und Westgalizien; Rußland nahm alles übrige Land des jetzt endgültig aufgeteilten Königreichs.

Polen hatte aufgehört zu sein.

Das Gesamtergebnis der drei Teilungen war: Preußen hatte an 2700 Geviertmeilen polnischen Landes mit $2\frac{1}{2}$ Millionen polnischer Bevölkerung erhalten, Österreich an 2000 Geviertmeilen mit rund 4 Millionen, während an Rußland 8500 Geviertmeilen mit fast 6 Millionen gefallen waren.

Für Preußen war der Zuwachs unverhältnismäßig groß, und er barg die Gefahr in sich, daß der Staat mit einer so starken undeutschen Bevölkerung dem deutschen Leben und der deutschen Entwicklung entfremdet werde: ein Glück, daß ihm der größere Teil dieser Erwerbungen durch die napoleonischen Kriege wieder abgenommen wurde.

Polen war vernichtet; es hatte nichts anderes verdient.

Aber welche Gründe hatten die drei Großmächte veranlaßt, den polnischen Gebietszuwachs zu erstreben?

Für Preußen lag die Sache so: nachdem es Schlesien erworben hatte, fehlte die Verbindung zwischen Schlesien und Ostpreußen, zwischen Königsberg und Breslau; die Landeshauptstadt Berlin lag offenbar zu nahe und ungeschützt vor der polnischen Grenze; die preußische Grenze war nach Osten zu überhaupt nicht zu verteidigen. Diesen Übelständen mußte notwendig abgeholfen werden. Es mußte eine Verbindung zwischen Königsberg und Breslau geschaffen werden: das zu diesem Zwecke zu erwerbende Land legte sich gleichzeitig als Schutzwehr gegen Osten vor die Hauptstadt Berlin; Ostpreußen mußte auch eine Verbindung mit Pommern und Brandenburg erhalten, die durch Westpreußen zu gewinnen war. Diese unbestreitbaren Notwendigkeiten, zusammen mit dem inneren Verfall Polens rechtfertigen die preußische Polenpolitik — jedoch nur in dem Maße und Umfang, wie der Erwerb polnischen Landes jenen Zwecken diente. Daneben muß betont werden, daß Preußen bei den beiden ersten Teilungen zum überwiegenden Teile verlorenes deutsches Ordensland für das deutsche Volk wieder gewann: die Polen haben hier ja nicht als eingeborene Bevölkerung gefessen, sondern die Preußen, die im Kampfe mit dem Orden aufgerieben worden waren. Dann war das Land fast rein deutsch gewesen, und erst die Siege der Polen über den Orden leiteten eine starke polnische Besiedlung ein; aber

davon, daß das Land ganz polnisch geworden sei, konnte nicht gesprochen werden; nicht nur waren die Städte deutsch geblieben, sondern zum großen Teile auch das platte Land. Also soweit Westpreußen in Betracht kam, handelte es sich um die Wiedergewinnung einst unter deutscher Herrschaft gewesenen Landes, das zur Zeit dieses Vorganges zum guten Teil von Deutschen bewohnt war.

Die russische Polenpolitik erklärt sich aus dem russischen Streben nach dem Balkan; sie ist ein Bestandteil der Balkanpolitik des nordischen Großstaates.

Österreich, für das eine Notwendigkeit polnische Gebietsteile zu erwerben nicht vorlag, ist nur zögernd und widerwillig vorgegangen und hat sich nur beteiligt, um das Machtverhältnis im Osten nicht zu sehr zu seinen Ungunsten verschieben zu lassen.

Viel Freude haben alle drei Großmächte an dem polnischen Zuwachs nicht gehabt — aber das ändert nichts an der Tatsache, daß Preußen zu seiner Selbsterhaltung an der durch Polens Schuld unvermeidbaren Auseinandersetzung teilnehmen mußte.

Inneres Leben seit 1648.

Nun bleibt nur noch ein Blick auf das innere Leben, die innere Entwicklung, das Wachsen und Werden unseres Volkes, übrig, ehe wir in die neueste Zeit eintreten.

Wir wissen, wie jammervoll die Zustände in Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege waren: bettelarm, verroht, geknechtet die Bevölkerung; jedes geistige Leben erstorben; alle edlere Kultur erstickt. Wir wissen auch, daß dies Volk unverdrossen an die Arbeit gegangen ist, und wollen nun sehen, ob es sich auch geistig wieder emporgerungen hat.

Zunächst und auf lange Zeit erlag Deutschland, das auf politischem Gebiete den Kampfplatz für die fremden glücklicheren Staaten hergeben mußte, vollständig fremden Einflüssen. Frankreich, dessen Boden vom großen Kriege ganz verschont geblieben war, trat in den Frieden als das reichste der Völker ein; der königliche Hof zu Paris und Versailles entfaltete unter dem Sonnenkönig Ludwig XIV. unerhörten Glanz; der Adel sammelte sich am Hofe und buhlte um die Gunst des Fürsten; alle Künste wetteiferten, sich in den Dienst seines Ruhmes zu stellen und nahmen höfischen Charakter an.

Die deutschen Landesfürsten nun ahmten das Beispiel Ludwigs nach, indem sie das „absolute Regiment“ einführten; bald wollte ein jeder ein kleiner Ludwig sein, so daß überall in deutschen Landen Fürstensitze nach dem Muster des Versailler Schlosses entstanden; die Hofhaltung wurde ganz nach französischem Vorbild zugeschnitten. Die Kleidung richtete sich nach der Pariser Mode; die Sprache der Höfe war französisch. Der

höchste Stolz des deutschen Adelligen war es, ganz „à la mode“ zu sein, d. h. möglichst nach französischer Art daherzugehen.

Es ist klar, daß diese Nachäffung fremder Sitten und Gebräuche in den obersten Schichten wiederum Nachahmer fand, so daß auch das Bürgertum der welschen Art verfiel.

Die stolze Sprache Luthers und Huttens war zur Magd geworden; kein Besserer nahm sie mehr in den Mund, nur den Bauern und dem kleinen Bürger schien sie angemessen; wer etwas auf sich hielt, schrieb und sprach französisch, während in den gelehrten Berufen lateinisch die Herrschaft behielt.

Doch der deutsche Geist ließ sich nicht unterdrücken und die deutsche Sprache schöpfte nur neue Kraft aus der zeitweisen Knechtung.

Philander von Sittewald (Johannes Moscherosch) warf sich zu ihrem Verteidiger auf und schlug mit den Keulen seiner empörten Schriften auf die Welschfüchtigen drein; der wackere Grimmelshausen schrieb seine prächtigen „Abenteuer des Simplicius Simplicissimus“, ein Buch von unvergänglichem Werte für die Kenntnis der Zustände während und nach dem 30jährigen Kriege, verfaßt in einem lebendigen vollblütigen Deutsch.

Das geistige Leben der katholischen Landesteile stand ganz unter dem Einfluß der Jesuiten, die sich der gelehrten Schulen und Universitäten bemächtigten und dafür sorgten, daß kein selbständiger Gedanke sich regte. Der äußere Prunk des Gottesdienstes und die Pracht der Gotteshäuser beschäftigte die Einbildungskraft der Gläubigen hinreichend, so daß eine Sehnsucht nach Höherem nicht aufkam; wir erleben es, daß gerade unter dem Einfluß der äußeren Schönheit des katholischen Gottesdienstes bedeutende Männer vom evangelischen Glauben abfielen, die sich von der Nüchternheit des kirchlichen Lebens der Lutherischen und Reformierten abgestoßen fühlten.

In beiden evangelischen Kirchen war eine Erstarrung eingetreten; sie standen sich in schroffer Feindschaft gegenüber; die Predigten ihrer Geistlichen wurden nicht müde, die Irrlehren des anderen Bekenntnisses und den Segl glauben der Päpstlichen zu bekämpfen. Aber hier war doch das Kirchenlied die Kraft, die neues Leben spendete. Das deutsche Kirchenlied spiegelte die Nöte des Lebens, die Angst der Gewissen, das Hilfebedürfnis der suchenden Seele und das Vertrauen auf Gottes und des Erlösers Hilfe wieder: es hat in toter, geistig-armer Zeit Wunder an unserem Volke gewirkt. Dazu kam, daß die schwere Zeit des 30jährigen Krieges die Gemeinden mit ihren Geistlichen enge zusammengeführt hatte: wir haben viele Beispiele, wo die Pfarrer ihre von den Obrigkeiten verlassenen Gläubigen tapfer beschützten.

Ein Vorbild solches glaubensstarken, unbeugsamen Mutes ist Paul

Gerhard, der Verfasser zahlreicher Kirchenlieder, die nicht nur hohen sittlichen Wert, sondern auch künstlerische Bedeutung besitzen.

Aber im evangelischen Volke erwachte das Bedürfnis nach einer Verinnerlichung, einer Verjüngung des Glaubens: Ph. J. Spener und A. H. Francke verliehen ihm Ausdruck, indem sie der starren Glaubensformel das Gefühl, die Sehnsucht, das innerliche Einigsein mit Gott gegenüber stellten. Es entstand die „pietistische“ (frömmelnde) Bewegung, die in ihrem Streben nach einer seelischen Belebung und Erneuerung des Glaubens gewiß berechtigt war, aber bald in weichliche, süßliche Frömmerei ausartete.

Während nun auf der einen Seite mit größter Inbrunst ein Streben zu Gott sich betätigte, setzte auf der anderen die „Aufklärung“ mit ihrer Arbeit ein. In England aus der Beschäftigung bedeutender Köpfe mit den Naturwissenschaften entstanden, kam sie auf dem Wege über Frankreich nach Deutschland. Sie ging allein von dem durch die Erfahrung Festgestellten, von dem durch den wissenschaftlichen Versuch Beweisbaren aus und machte auch nicht Halt vor den Lehren der Kirchen. Den Jüngern der Aufklärung war nicht der Glaube maßgebend, sondern die Vernunft; nicht die Überlieferung, sondern das Bewiesene, das Nützliche. Die Aufklärung legte ihre Sonde an alles Bestehende: an den herrschenden Gottesglauben, an das Kirchentum, an den Staat, an das Fürstenrecht, an die Gegensätze der Völker, und sie kam — das geschichtlich Gewordene übersehend — in vielem zu einer völligen Verneinung des Bestehenden: dadurch ist sie die Vorkämpferin der französischen Revolution geworden.

Bei wirklich bedeutenden Geistern mochte sie, wie wir dies bei ihrem größten Jünger Friedrich II. gesehen haben, zur Selbstprüfung führen, also günstig wirken; im allgemeinen aber barg sie ohne Zweifel die Gefahr in sich, eine geistige Ode, eine Gefühlsleere herbeizuführen.

Das wirtschaftliche Leben erholte sich langsam; zuerst waren die Niederländer und die Franzosen unumstritten die Herren der deutschen Märkte; das geldarme Deutschland, besonders der Nordwesten war ganz abhängig von dem reichen Holland; französische Erzeugnisse drangen überall hin. Wir wissen, daß die Landesherren, besonders in Preußen, Sachsen, Österreich sich bemühten, vom Auslande unabhängig zu werden und den heimischen Gewerbesleiß förderten, ja von Staats wegen Fabriken anlegten; die fremde Ware wurde nach und nach durch hohe Zölle fern gehalten; Straßen, Posten, Kanäle schufen bessere Verbindungen und erleichterten den Handel.

Die Torheit Ludwigs XIV., der den Protestanten die freie Religionsübung nahm, führte viele hugenottische Familien nach Deutschland, wo sie von evangelischen Fürsten mit offenen Armen aufgenommen wurden;

so hatte allein der große Kurfürst an 40000 Hugenotten in sein Brandenburg gezogen: sie gaben in der neuen Heimat die Lehrmeister in allen Künsten und Gewerben ab, in denen Frankreich damals unübertroffen war.

So kam es, daß sich um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts wieder ein bodenständiges Wirtschaftsleben gebildet hatte; wir sehen Mittelpunkte des Gewerbesleißes in Sachsen, in Mark und Kleve, in Berlin, in Wien, im deutschen Böhmen. In Meißen wurde 1709 das Porzellan erfunden; Krefeld lieferte vorzügliche Seide; Bielefeld und sächsische Orte bewährten sich in der Leinen- und Tuchweberei, kurz der deutsche Boden hatte wieder eigene Gewerbe.

Auch die Landwirtschaft kam, von den Behörden begünstigt, allmählich wieder zu Kraft und vermochte bescheidenen Gewinn abzuwerfen; das war um so wichtiger, als weitaus der größte Teil der Bewohner von ihr leben mußte.

So sehr auch das ganze Wirtschaftsleben unter der Vielstaaterei litt — jedes Stättlein schloß sich vom Nachbarn durch Zollschranken ab, und in den größeren Staaten wurden die Binnenmauten erst später abgeschafft — das deutsche Volk kam doch wieder durch seinen unverdrossenen Fleiß zu Wohlstand. Freilich sehr große Reichtümer fanden sich eigentlich nirgends angesammelt, dafür waren die Betätigungsgebiete zu eng, aber eine erfreuliche Wohlhabigkeit war wieder erreicht. Diese Entwicklung ist nun nicht ungestört vor sich gegangen, sondern immer wieder durch Kriege unterbrochen worden. Wie oft mußte der Landwirt, der Handwerker, der Fabrikherr von vorn anfangen, nachdem die Kriegsfurie seine Arbeit zerstört oder geschädigt hatte!

Der wachsende Wohlstand brachte den Bürgerstand wieder zu Ehren und verschaffte die Mittel zu besserer Lebensführung, zu verfeinerter Bildung. Leider betätigten sich beide in französischer Abart — und eine Folge davon war auch, daß die Schattenseiten der französischen Lebensführung jener Zeit: Leichtfertigkeit, Liederlichkeit, Sittenlosigkeit Eingang fanden und auf dem Wege über die längst angestauten deutschen Höfe ins Bürgertum drangen.

Es kam darauf an, ob die innerliche Befreiung des Volkes vom fremden Wesen noch rechtzeitig durchgesetzt werden konnte.

Von den Künsten hat die Malerei in jenem Zeitraum auf deutschem Boden nichts wirklich Großes hervorgebracht; die Baukunst bewegte sich zunächst in Norddeutschland in der Nachahmung niederländischer Vorbilder, kam aber schließlich zu selbständigen Leistungen, wie im Berlin König Friedrichs I.

Von Frankreich und Italien drang der Barockstil ein, der aufs Großartige, Wuchtige ausgeht und den Beschauer durch kühne Linien berückt;

später folgte das Rokoko, der Stil des Leichtfertig-Spielenden, Sinnlich-Zierlichen.

Die schönsten Bauwerke des Barock finden wir in den Kirchen der siegenden Gegenreformation, wie sie die Jesuiten z. B. in München, Wien, Kloster Melk, Passau und Würzburg errichteten; von weltlichen Bauten seien die prächtige Hofburg in Wien, ein Werk Sischer von Erlachs, und das Zeughaus in Berlin erwähnt, letzteres von Schlüter geschaffen, der auch als Bildhauer wahrhaft Großes geleistet hat.

Die Blüte des Rokoko auf deutschem Boden findet sich in Dresden und Würzburg; die sächsische Hauptstadt weist in der katholischen Hofkirche und dem Zwinger wirklich entzückende Bauten in diesem Stile auf, die fürstbischöfliche „Residenz“ in Würzburg ist ein Kunstwerk von erlesener Schönheit, Pracht und Feinheit.

Auch die deutsche Wissenschaft begann sich zu regen.

Der Rechtslehrer Thomasius brach als Erster mit dem Zwange der lateinischen Sprache und hielt seine Vorlesungen deutsch, mußte dafür allerdings von Leipzig nach Halle weichen.

Bedeutende Staatsrechtslehrer wie Samuel von Pufendorf beschäftigten sich mit den Grundlagen der Reichsverfassung. Die Weltweisheit fand in Leibniz einen großen Vertreter; seine Lehre gipfelte in dem Satze, daß die Lehren des christlichen Glaubens zwar übernatürlich seien, aber deshalb nicht widernatürlich. Neben seiner umfassenden Tätigkeit auf fast allen Gebieten der Wissenschaft trat Leibniz mit rühmlichem Eifer für die deutsche Sprache ein. Seine Lehre wurde ausgebaut von Christian Wolf; er schied Wahrheiten der Vernunft und Offenbarungen des Glaubens und bewies, daß wahre Sittlichkeit unabhängig ist von der Unterwerfung unter bestimmte Lehrsätze. Wolfs Philosophie wurde bald in den Kreisen der Gebildeten heimisch und gewann großen Einfluß auf die geistige Entwicklung.

Ihren Höhepunkt erreichte die Weltweisheit mit Immanuel Kant (1724—1804), dem Weisen von Königsberg; er vertrat in seinem Lehrgebäude die Majestät der Pflicht (sog. kategorischer Imperativ = unbedingter Befehl) und verfocht die Freiheit des sittlichen Willens. Indem er die Unmöglichkeit eines strengen Beweises für das Dasein Gottes darlegte, hob er das religiöse Bewußtsein hoch über das Gebiet des grübelnden Verstandes empor und machte das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele zu Forderungen unseres sittlichen Empfindens (der „praktischen Vernunft“). Die Lehre Kants ist von gewaltigster Wirkung gewesen: sie hat die Männer erzogen und gebildet, die später in der Not der napoleonischen Zeit Preußens Wiedergeburt heraufführten.

Die Musik erschöpfte sich lange in dem, was für den Gottesdienst und das Kirchenlied, für höfische Feste und die bürgerliche Gesellschaft

nötig erschien: nun wurde sie von Johann Seb. Bach und Georg Friedrich Händel, die beide an den Werken italienischer Meister gebildet waren, aber selbständig aus deutschem Geiste und unendlich reicher Erfindung schufen, auf die Höhe der Vollendung gehoben; beide Tonkünstler waren im Jahre 1685 geboren, der eine in Eisenach, der andere in Halle: gewaltige Werke von unvergänglichem Werte wurden von diesen Meistern geschaffen — es seien nur die Matthäus- und Johannispassion Bachs und die Oratorien Händels erwähnt. Ihnen folgten die Österreicher Christoph Willibald Gluck, Joseph Haydn und Wolfgang Amadeus Mozart mit ihren wunderbar reichen Schöpfungen auf allen Gebieten der Tonkunst.

Am längsten lag die Dichtkunst in den Fesseln fremden, d. h. französischen Einflusses; gespreizt und unnatürlich bewegte sie sich in schwülstigen Bildern und war durch und durch unvollständig. Begabte Männer, wie der Schweizer Albrecht von Haller, Friedrich von Hagedorn in Hamburg, Gleim in Halberstadt, Gottsched und Gellert in Leipzig, der preussische Offizier Ewald von Kleist und der Kolberger Ramler haben das Verdienst, sie aus dem Banne der Franzosennachahmung erlöst zu haben; aber der erste große Dichter war doch Friedrich Gottlob Klopstock (geb. 1724 in Quedlinburg), eine hinreißende Persönlichkeit, ein begeisterter Deutscher: sein „Messias“ wirkte wie eine Offenbarung und fand eine Aufnahme, von der wir uns heute keinen Begriff machen können.

Die deutsche Sprache war wieder zu Ehren gekommen!

Der eigentliche Zerstörer der französischen Vorherrschaft aber wurde Gotthold Ephraim Lessing aus Kamenz in der Oberlausitz (1729—1781): in unerbittlicher Schärfe zog er in seinen Schriften gegen das Franzosentum zu Felde und enthüllte dessen Unnatur, die dem deutschen Wesen zuwider sein müsse; er verwies auf die griechischen Vorbilder und auf die uns wesensverwandten Engländer, vor allem auf den unvergleichlichen Shakespeare. Aber Lessing erschöpfte sich nicht in dieser Arbeit des Kunsttrichters und Wegebahners; er schenkte dem deutschen Volke eine Fülle eigener Dichtwerke, vor allem in „Emilia Galotti“ das erste deutsche Trauerspiel und in „Minna von Barnhelm“ ein Lustspiel von bis heute unerreichtem Werte.

Nun war der Bann gelöst: eine unübersehbare Reihe dichterisch begabter Männer, in allen Teilen des Vaterlandes, betätigte sich auf allen Gebieten der Dichtkunst: im Roman, in der Lyrik, im Drama. Die Blütezeit des deutschen Geisteslebens brach an, unendlich reich, unvergleichlich vielseitig, die Höhen und Tiefen des Lebens umfassend. Es ist nicht möglich, auch nur annähernd hier alle Namen zu nennen, alle Werke zu erwähnen; wir müssen auf die Geschichte des Schrifttums verweisen und uns darauf beschränken, die Größten zu nennen.

Der ersten Zeit des „Sturmes und Dranges“, die neben Wildem, Unausgeglichenem köstlich Schönes geschaffen hat, folgte die Zeit der Reife.

Johann Gottfried Herder (1744—1803) führte in seinem großartigen Werke über die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ die Dichtkunst an die Quelle des Volkstums und wies nach, daß jedes echte Dichtwerk mit dem Mutterboden des Vaterlandes und Volkstums unzertrennlich verbunden sei; er machte den Schatz von Volksliedern aller Zeiten und Völker zugänglich.

Gottfried August Bürger (1747—1794) nahm diese Heilbotschaft mit der ganzen Begeisterung seiner Feuerseele auf und schenkte, dem Sturm und Drang entwachsend, den Deutschen Balladen von kaum wieder erreichtem Werte und wundervolle Liebesgedichte.

Die Größten, die Reichsten und Reifsten wurden der Frankfurter Johann Wolfgang Goethe (1749—1832) und der Schwabe Johann Friedrich Schiller (1759—1805): sie haben das Höchste geschaffen, was dem deutschen Geiste auf dem Gebiete der Dichtkunst bisher gelungen ist. Beide beginnen im Sturm und Drang: Goethe mit seinem wunderbar frischen „Götz von Berlichingen“, Schiller mit den wilden „Räubern“ und dem aufreizenden bürgerlichen Trauerspiele „Kabale und Liebe“; beide Dichter rangen sich zur Klarheit und Ruhe durch und schenkten, in schönster persönlicher Freundschaft verbunden, ihrem Volke eine Fülle herrlichster Werke.

Und wunderbar: während dies alles sich vorbereitete, ja zum Teil schon geworden war, lebte der größte Erwecker des deutschen Volkes noch, der alte Fritz, und er wollte von dem allem nichts wissen; er lehnte die deutschen Dichtungen, die er kannte, als „barbarisch“ ab; Lessing, dessen scharfer Geist seinem eigenen nah verwandt war, war ihm zuwider, und Goethes Götz von Berlichingen fand er abscheulich; er blieb bei seiner Vorliebe für alles Französische, sprach fast nur französisch und schrieb seine eigenen politischen, geschichtlichen, kriegswissenschaftlichen Werke nur in dieser Sprache.

Welch ein Widerspruch! Und doch, wie versöhnend die Vorhersage in einem seiner letzten Werke; da sah der große Einsame die Zeit kommen, wo in deutscher Sprache Unvergänglich-Schönes geschaffen werde! Sie war schon da, diese Zeit, nur sah der greise „Philosoph von Sanssouci“ nicht, was sie geschaffen, und verstand nicht die pochende Seele dieses an den Born seines Volkstums wiedergekehrten Volkes.

Und seltsam ein anderes: diese Blüte der Dichtkunst blieb politisch ohne Folgen. Die Deutschen waren nach dem Wort einer welterfahrenen Französin, der Frau von Staël, „das Volk der Dichter und Denker“ — sie begnügten sich mit der Herrschaft im Reiche der Gedanken und

blieben gleichgültig bei der politischen Zerrissenheit und Ohnmacht ihres Volkes.

Ja, die Versenkung in die Welt des Geistig-Schönen zog sie ab von der Beschäftigung mit den Dingen der politischen Wirklichkeit, die ihnen einerlei waren. Das Reich der Kunst, meinten sie — trotz Herders Lebensarbeit — kenne keine Schranken; sie bekannten sich in einer Art geistigen Taumels zum „Kosmopolitismus“ — jener weltbürgerlichen Auffassung, die alle Menschen als Brüder ansieht und das eigene Volk vergißt.

Was war diesem Geschlecht der Staat! — Was war ihm die Volksgesamtheit!

Bis es politisch zur Erkenntnis und zur Tat geführt wurde, mußte dies Geschlecht von politisch Gleichgültigen hart in die Zucht genommen werden.

Dann aber, als es politisch erwachte und sich — inzwischen durch den großen Zwingherrn Napoleon geknechtet — auf sich selbst besann und die Befreiung ersehnte, da wirkten die Werke der Dichter begeisternd und erhebend. Schiller hatte in seiner „Jungfrau von Orleans“ das Wort hinausgeworfen: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre“ und im „Wilhelm Tell“ das Recht auf die völkische Selbsthilfe kraftvoll verkündet: „Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr versagen will, ist uns das Schwert gegeben.“ Diese beiden Schauspiele, jedes in seiner Art ein hohes Lied der Freiheit und völkischer Würde, zeigten zwei glänzend durchgeführte Befreiungen von fremdem Joch und riefen mit starken Mitteln zur Nachahmung auf.

Dann zeigte sich auch, wie das geistige Band, das die Dichter mit ihren Schöpfungen um unser Volk geschlungen, und das die Gebildeten umflammerte, auch politisch zusammenfassend wirken mußte, so daß auch das reiche geistige Leben des Volkes schließlich dem Drange nach nationaler Einheit zu gute kam.